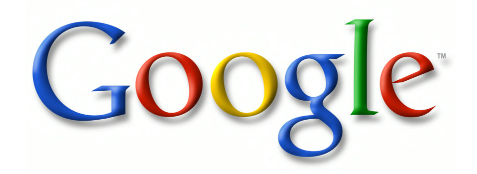





N°





Benjamin Noldmann's Geschichte der Aufklärung in Abyssinien,

oder

Nachricht von seinem und seines Herrn Vetters Aufenthalte an dem Hofe des großen Negus, oder Priesters Johannes.

Zweyter Theil.

Göttingen,
bey Johann Christian Dieterich.
1791.

Erstes Kapitel.

Vermischte Reise-Nachrichten. Ankunft in Deutschland.

Da ich den ersten Theil dieses Buchs mit der Nachricht von meiner Abreise aus Gondar beschlossen habe, so werden nun wohl die Leser sich zum Voraus vor einer weitläuftigen Reisebeschreibung fürchten, oder (wie denn der Geschmack sehr verschieden ist) sich zum Theil darauf freuen. So viel möglich, möchte ich gern beiden Parteyen gefallen; ich will daher zwar einige Nachrichten von demjenigen, was uns bis zu unsrer Ankunft in Hessen begegnet ist, aus meinem Tagebuche auszeichnen, sie aber mit einer ausführlichen Reisebeschreibung verschonen.

Der Weg, welchen ich mit dem Kronprinzen und unserm ganzen Gefolge machen sollte, war

mir folgender Maßen vorgeschrieben: Wir reiseten zu Lande durch einen großen Theil des Abyssinischen Reichs, um den Thronfolger den getreuen Unterthanen zur Schau auszustellen. Da wurden dann in Städten und Dörfern Ehrenpforten ohne Zahl errichtet und Reden gehalten, und Gedichte überreicht; der arme Handwerksmann hohlte seinen kleinen Geldbeutel hervor, gab die Hälfte daraus dem drohenden Contributions-Einnehmer hin, und kaufte für die andre Hälfte ein Paar Lichter, womit er seine Fenster erleuchtete, hinter welchen er mit hungrigem Magen stand und sich die Thränen trocknete, als wir in einem prächtigen Zuge auf Elephanten und Cameelen durch die Gassen zogen.

Wir hatten auf der Reise gewaltig viel von der Hitze auszustehen, besonders unter der Linie. Gegen Ende des May-Monaths erreichten wir die Grenze von Unter-Guinea. Man hat in diesen Gegenden vom April an, bis zum September, in welchem der Sommer eintritt, fast immer Regenwetter; das verleidete uns ein wenig das Vergnügen der Reise: doch, da es unsre Absicht war, die Könige dieses Landes zu besuchen; so hatten wir Gelegenheit, uns von Zeit zu Zeit von den Beschwerlichkeiten des Marsch

aus-

auszuruhen, und an den Höfen findet man ja stets dasselbe Wetter.

Wir hielten uns einige Tage in der Residenz des Monarchen von Loango auf. Er war aber ein gar wunderlicher Herr, der uns wenig Gastfreundschaft erzeigte. Nach den Landes-Gesetzen darf, bey Todesstrafe, niemand ihn speisen sehen; wir wurden also an besondern Tafeln, und zwar ziemlich mager bewirthet. Bey den Audienzen redete der König nicht ein einziges Wort, weßwegen ihn dann das Volk für einen sehr weisen Herrn hielt und ihm göttliche Verehrung bezeugte. Man wollte uns zumuthen, die Füße dieses gekrönten Sterblichen zu küssen. Da hievon nichts in meiner Instruction stand und ich es abgeschmackt fand, diese ekelhafte und lächerliche Unterwürfigkeit einem Erdensohne zu beweisen, so vergingen vier Tage mit Forderungen von seiner und Protestationen von unsrer Seite. Unser Hofnarr war der Einzige, der sich aus Scherz entschloß, dem Könige ein Mahl den Fuß zu küssen, da er dann zu einer Audienz zugelassen und mit einem Ordensbande beschenkt wurde. Uebrigens reiseten wir ziemlich unzufrieden und ohne Abschied zu nehmen von dannen.

Den Hof in Congo fanden wir viel glänzender und geselliger. Der König und die ersten Kron-Bedienten, Edelleute und Ritter waren prächtig in Gold und Seide gekleidet, trugen weiße Halbstiefel und große Mützen. Man bewies uns ausgezeichnete Höflichkeit, die uns viel lange Weile machte, und uns prächtige Geschenke an die hungrigen, schlecht besoldeten Hofleute kostete. Die Einwohner in Congo waren indessen sehr artig und gesittet; wir fanden viel catholische Christen unter ihnen; sogar der ganze Hof war der Römischen Kirche zugethan. Bey Gelegenheit, da wir einige in diesem Reiche von den Portugiesen angelegte Festungen besahen, hatte ich viel Mühe, dem Prinzen das Recht zu beweisen, das die Europäer hätten, in allen Gegenden des Erdbodens, ohne gutwillige Erlaubniß der Einwohner, sich niederzulassen, Besitz von Grundstücken zu nehmen, und mit den Producten des Landes zu ihrem Vortheile zu wuchern.

In Angola gefielen mir die Orang-Outang vorzüglich wohl. Man konnte sie kaum von den übrigen Hofleuten unterscheiden; denn auch das in der Naturgeschichte angegebne Kennzeichen, daß sie keine Waden und keine Hinterbacken haben, paßte eben so wohl auf die dortigen Cammerjun-

merinnker. Es ist aber jene Affenart mehr in Congo, als in Angola einheimisch.

Uebrigens ist ganz Unter-Guinea ein fruchtbares, reiches und angenehmes Land.

Bey der Insel Loanda bestiegen wir ein portugiesisches Schiff, und fuhren damit, ohne große Widerwärtigkeiten, nachdem wir zum zweyten Mahl den Aequator durchschnitten hatten, Cabo Verde vorbey, bis Lissabon. Da es nun unser Zweck nicht war, uns in andern Europäischen Reichen lange aufzuhalten, so suchte ich sogleich ein Schiff auf, das nach Deutschland segeln wollte, verdung uns sämmtlich mit unsern Päckereyen darauf, und kam, nach einer ziemlich beschwerlichen Reise, in Hamburg im Hafen an.

Zweytes Kapitel.

Reise des Kronprinzen von Abyssinien und seines Gefolges durch Deutschland.

Eine so volkreiche und in allem Betrachte so interessante Handelsstadt, wie Hamburg, verdiente wohl, daß wir uns eine Zeitlang hier aufhielten; ich nahm also auf vierzehn Tage Quartiere für unsre ganze Suite in zwey großen Gasthöfen am Jungfernstiege, und führte meinen Prinzen, in Begleitung seiner Cavaliers und meines Freundes des Hofnarren und Ritters, in der Stadt herum.

Es war eine unbeschreiblich angenehme Empfindung für mich, als wir in Hamburg an das Land stiegen, nach so langer Zeit den vaterländischen Boden wieder zu betreten; und dieß Gefühl wurde verstärkt durch die Ueberlegung, daß es grade der erste freye, von Despotismus aller Art unentweihte Staat war, den ich dem Kronprinzen von Abyssinien zeigen konnte. "Hier, mein Prinz!" sagte ich, als er beym Blockhause, wo man nach unserm Nahmen fragte, auf den

alber=

alberneen Einfall geriets, sich für einen Grafen, oder dergleichen ausgeben zu wollen, "hier bedarf es keines Incognito; hier sind wir Alle gleich, und niemand bekümmert sich um Ihren Fürstenstand. Kaum wird Ihr schwarzes Gesicht in einer Stadt Aufsehen erregen, wo man gewöhnt ist, allerley Arten von Figuren zu sehen; wo jedermann, unbesorgt um fremde Händel, sich nur um seine eignen Geschäfte bekümmert; wo kein Haufen müssiger Tagediebe und besoldeter Ausspäher, den Schritten der Fremden auflauert, um dem neugierigen Fürsten, oder seinem mißtrauischen Minister Nachricht davon zu geben, so bald ein fremdes Gesicht sich in der Stadt blicken läßt."

Ich nahm überhaupt Gelegenheit, dem Prinzen richtige Begriffe von der Glückseligkeit einer, nicht dem Nahmen nach, sondern in der That republicanischen Verfassung beyzubringen. Gewiß kann der kleine Staat von Hamburg den übrigen Deutschen reichsstädtischen Gebiethen zum Muster dienen. Unsre Deutschen Schriftsteller declamiren zum Theil so gewaltig zum Vortheile der Monarchien, und behaupten, früh oder spät arte doch ein Freystaat in eine Oligarchie aus, und dann sey man schlimmer daran, als unter der

unumschränkten Herrschaft eines Einzigen. Wenn doch die guten Leute nur einen Blick auf die Regierungsform in Hamburg werfen, und sagen wollten, ob es möglich ist, bey der größten Ordnung und strenger Aufrechthaltung der Gesetze, freyer, ungekränkter zu leben, als dort! Und diese Verfassung hat nun unverändert, so manches Menschenalter hindurch, also fortgedauert. Man hört von keinen Klagen, von keinen Bedrückungen; man hat keine stolze Patrizier-Familien, die, wie in andern Reichsstädten, den Ton angeben, die kleinen Fürsten spielen, und vor deren unmündigen Knaben der bessere Bürger sclavisch den Hut abzieht. Man würde in Hamburg kaum wissen, daß es einen Adel in Deutschland gibt, wenn nicht einige Menschen dieser Art dort wohnten, die auf ihre Kutschen allerley bunte Bestien gemahlt haben, wodurch sie ihre Abstammung beweisen. Man läßt diesen Leuten ihren Werth; sind sie übrigens verständige Menschen, so wird ihnen mit Achtung begegnet, ohne daß man ihnen den elenden Vorzug einer adligen Geburt beneidet. Ich habe nie gehört, daß sich ein Hamburgischer Bürger einen Adelsbrief gekauft hätte — und dennoch bemerkt man einen feinen Ton in allen Gesellschaften; und dennoch gehen alle Geschäfte ihren ordentlichen

lichen Gang; es herrscht keine Anarchie; die kleine Republik steht bey auswärtigen Mächten in hohem Ansehen; Kaiser und Könige schicken ihr Gesandten, und sie bleibt ungekränkt von ihren eifersüchtigen Nachbarn. — Warum sollte es unmöglich seyn, daß diese wohlthätige Verfassung in allen Deutschen Staaten nach und nach, wenigstens in den Reichsstädten allgemein eingeführt würde?

Wir sahen des Abends die Bürgerwache aufziehen, die des Nachts, zu Bewachung der Stadt, die Lohn-Soldaten ablöset. Mein junger Prinz erlaubte sich einige muthwillige Scherze über die Verschiedenheit der Kleidung und Bewaffnung dieser guten Leute; ich hielt es für Pflicht, ihm hierüber einen kleinen Wink zu geben: "diese Menschen" sprach ich, "scheinen mir tausend Mahl ehrwürdiger, als die bezahlten Krieger in den einförmigen Sclaven-Röcken, mit ihren mechanischen Uhrwerks-Bewegungen. Jene bewachen ihr und ihrer Brüder Eigenthum und ihre Rechte, und es ist ziemlich einerley, in welchem Rocke sie das thun; es ist wahrlich ein närrisches Vorurtheil, daß man denjenigen höher achtet, der ernährt und gekleidet wird, als denjenigen, welcher ihn ernährt und kleidet; allein

ich

sich begreife wohl, daß es zum Systeme des Despotismus gehört, da man nun ein Mahl dieser künstlichen Werkzeuge so nothwendig bedarf, einen hohen äußern Werth darauf zu legen, um, durch den Reiz der Ehre, freye Menschen anzulocken, sich für wenig Geld zu Unterjochung ihrer Brüder mißbrauchen zu lassen. Der von Vorurtheilen freye Mann nennt die Sache bey ihrem rechten Nahmen; er verlangt nicht umzustürzen, was auf Ein Mahl nicht zerstört werden kann; aber er will, daß man das nothwendige Uebel (wenn es denn wirklich nothwendig ist) nicht höher schätze, als das ursprüngliche Gute; daß man nicht hochmüthig mit seinen Ketten prale, und nicht diejenigen höhne, die so glücklich sind, dieses traurigen Schmucks nicht zu bedürfen."

Ich merkte wohl, daß, außer Soban (so hieß der Hofnarr) und mir, nur wenige von unsrer Gesellschaft Sinn für solche Wahrheiten hatten, und daß die Hofschranzen mächtig die Nasen rümpften; aber ich hielt es für Pflicht, so zu reden, und werde es immer für Pflicht halten. Man bekehrt die Despoten und ihre Kinder nicht; aber man erweckt doch ernsthafte Gedanken in ihnen, daß sie sich vielleicht scheuen, noch weiter zu greifen, indem sie ahnden, es

könne

müsse ein Mahl dem ganzen Volke einfallen, ihre Rechte und Pflichten ein wenig näher zu beleuchten. Erlangt man das, so hat man doch wahrhaftig schon viel gewonnen; es wird dann wenigstens nicht ärger, als es jetzt ist; und am Ende muß man doch auch dafür sorgen, daß gewisse natürliche Begriffe unter dem Haufen von conventionellen nicht gänzlich verloren gehen.

Ich habe oben gesagt, daß wenige von unserer Gesellschaft Sinn für kühne, unverstellte Wahrheit hatten. Ich muß doch aber hiervon den geheimen Secretair des Kronprinzen ausnehmen, der Manim hieß, ein sehr verständiger Mann und richtiger Beobachter war. Er fing in Hamburg ein Tagebuch an, in welchem er alles aufzeichnen wollte, was ihm in Deutschland im Guten und Bösen merkwürdig vorkommen würde, und ich werde zuweilen etwas daraus anführen.

Dem Plane gemäß, den ich zu unsrer Reise entworfen hatte, wollten wir von Hamburg über Braunschweig und Berlin, durch einen Theil von Sachsen, nach Frankfurth am Mayn; dann in den Rhein-Gegenden umher; hierauf nach Bayern und Oesterreich reisen, und zuletzt zurück bis Cassel, wo der Kronprinz in Kriegsdienste

treten

treten und zwar, nach Peter des Großen Beyspiele, von unten auf dienen sollte. Da ich indessen Vollmacht hatte, diesen Plan nach Gutdünken zu verändern, so beschloß ich, die Reise zu theilen; gleich von Berlin aus nach Cassel zu gehen, und dort den Prinzen in Thätigkeit zu bringen. Ich hatte oft gehört, welche klägliche Rolle zuweilen die Fürstensöhne spielen, wenn sie unmittelbar aus der väterlichen Residenz in die große Welt kommen und sich an fremden Höfen zeigen, welche lächerliche Prätensionen sie dann mit sich herum tragen, und wie wenig Nutzen sie von ihren Reisen ziehen. Da ich doch gern einige Ehre mit meinem Prinzen einlegen wollte, so hielt ich es für besser, daß er erst im Dienste ein Bißchen geschmeidig gemacht, mit verschiednen menschlichen Verhältnissen bekannt und an militairische Subordination gewöhnt würde. Wenn die Leser sich zu erinnern belieben, welche Schilderung ich im funfzehnten Kapitel des ersten Theils dieses Buchs von Sr. Hoheit gemacht habe; so werden Sie meinen Entschluß nicht anders als billigen können. Wir besuchten auch desfalls auf dieser Reise gar keine Höfe, sondern besahen nur andre Merkwürdigkeiten, Hospitäler, Philantropine, Werk- und Spinnhäuser und dergleichen in den Städten, durch welche wir reiseten.

Nicht

Nicht weit von Dresden stießen wir auf einen Haufen großer und kleiner Knaben, begleitet von einigen erwachsenen Leuten; alle zu Fuße und sämmtlich einförmig gekleidet. Sie schienen sehr munter zu seyn und machten allerley Bocksprünge, weswegen wir sie denn für eine Gesellschaft von Seiltänzern oder etwas ähnliches hielten, die einen Jahrmarkt besuchen wollten. Indessen erfuhren wir, bey genauer Erkundigung, daß es die Zöglinge eines Erziehungs-Instituts nebst ihren Lehrern waren, die jetzt eine Lustreise von zwanzig Meilen unternommen hatten, um sich in Sachsen umzusehen. Das Wetter war angenehm, und ich schlug meinem schwarzen Prinzen, mit welchem ich in einer zweysitzigen Kutsche allein saß, vor, auszusteigen, den Rest des Wegs bis Dresden in Gesellschaft dieses fröhlichen Haufens zu machen, und indeß das Gefolge voraus zu schicken. Er willigte ein, und wir sahen uns bald umgeben von diesen artigen Kindern, die sich an unsern ausländischen Figuren nicht genug ergetzen konnten, und, nachdem wir uns mit ihnen in Gespräche eingelassen hatten, uns tausend neugierige, doch bescheidne Fragen vorlegten, deren Beantwortung einige von ihnen auf der Stelle in ihre Tagebücher aufzeichneten.

Da ich so lange Zeit aus Deutschland entfernt gewesen war, und sich unterdessen der Geist in den öffentlichen Erziehungs-Anstalten und überhaupt die Grundsätze der Pädagogen sehr verändert hatten, so war mir alles, was ich sah und hörte, neu. Ich gesellte mich zu einem der Lehrer und erkundigte mich genau nach der Art, wie jetzt die Jugend in solchen Philanthropinen (der Nahme gefiel mir ungemein) gebildet und unterrichtet würden. Die Erläuterungen, die er mir darüber gab, setzten mich wirklich in einige Verwunderung, weil sie sich gar nicht zu meinen altväterischen Begriffen von Erziehung passen wollten; doch da ich, ohne mich zu rühmen, wohl behaupten kann, daß ich nicht eigensinnig auf meiner Meinung bestehe, sondern mich gern eines Bessern belehren und von Vorurtheilen zurück bringen lasse, so wagte ich nur behutsam einige Einwürfe und ließ mir die Zurechtweisung des Pädagogen wohl gefallen.

Ich meinte nähmlich, diese Art von Erziehung passe nicht so recht eigentlich zu unsern übrigen bürgerlichen Verfassungen; es könne doch wohl nicht schaden, wenn man die Jugend an ein wenig mehr Zwang und Pedanterie gewöhnte, da sie in der Folge in allen Verhältnissen sich dergleichen gefallen lassen müßte.

Ich hörte ferner mit Verwunderung, daß es den stärkern Knaben erlaubt sey, die schwächern zu Leistung der niedrigsten Dienste zu zwingen; daß die, welche mehr Taschengeld als andre bekämen, die ärmern als Lackeyen besoldeten (denn wirklich sahe ich einen armen kleinen Grafen, der dem baumstarken Sohne eines Bierbrauers ein schweres Bündel nachtragen mußte); daß, weil man also durch Geld sich große Gemächlichkeiten, oder nach den Umständen, Befreyung von Mißhandlungen erkaufen konnte, die jungen Leute unter sich einen Handel trieben, wobey nicht selten Einer den Andern übervortheilte. Die Lehrer machten mir aber begreiflich, wie nützlich es wäre, daß die Kinder mit diesen Verderbnissen, die im Großen in der Welt, wo doch Reichthum und Stärke die Haupt-Triebräder wären, aller Orten herrschten, früh bekannt würden.

Von einer andern Seite fürchtete ich, der Freyheitssinn, den ich an ihnen wahrnahm und die Hinwegsetzung über allen Zwang, den Conventionen, Stand und eine gewisse im Leben nöthige Geschmeidigkeit auflegen, möchten die Knaben in eine solche Stimmung setzen, daß sie hernach im Zwange des bürgerlichen Lebens sich sehr unbehaglich und unglücklich fühlten.

Ich fand es zwar sehr gut, daß die Kinder nicht verzärtelt, sondern an Wind und Wetter gewöhnt, auch zu mäßigen Bewegungen und nützlichen körperlichen Uebungen angehalten werden; aber das konnte ich nicht fassen, warum man Menschen, die sich den Wissenschaften widmen und einen grosen Theil ihres Lebens am Schreibpulte hinbringen sollen, mit so viel Sorgfalt in den brotlosen Künsten des Schwimmens, Springens, Ringens und Kletterns unterrichtet; wodurch ihnen eine sitzende Lebensart verhaßt gemacht wird, und wovon sie in unsern Tagen nie Gebrauch machen können, auch wohl, wenn der Fall der Noth eintritt, mehrentheils von ihrer Geschicklichkeit verlassen werden.

Ich erfuhr mit Mißvergnügen aus einzelnen Gesprächen der Knaben unter einander, die sich von mir nicht beobachtet glaubten, daß, ungeachtet der strengen Aufsicht im Erziehungs-Hause, welche der Herr Pädagoge so hoch pries, die Kinder zuweilen Gelegenheit fänden, des Nachts hinaus zu schleichen, die Garten- oder Hof-Mauern zu ersteigen um, wenn sie nicht noch etwas Aergers treiben, wenigstens — Obst zu stehlen.

Ich warf die Frage auf, ob es nicht gut seyn würde, wenn man das Gedächtniß der Kinder,

der, ein wenig mehr, als jetzt üblich sey, mit einigem mechanischen Auswendiglernen schärfte, und wenigstens Eine Sprache, zur Grundlage der übrigen, nach Regeln lernte?

Ueberhaupt kam es mir vor, als wenn das Studium der todten Sprachen bey diesem Manne in keinem so großen Ansehen stünde, als ich wünschte und aus eigner Erfahrung heilsam gefunden hatte.

Der Pädagoge machte mich auch mit einer neuen von einem gewissen Herrn Basedow erfundnen Methode, die Kinder das Lesen zu lehren, bekannt, die ich Anfangs für Scherz, oder unwürdige Spielerey hielt, nachher aber den großen Nutzen davon einsah. Herr Basedow hatte nähmlich Bräzel backen lassen, welche die Figur von Buchstaben hatten. An diesen, den Kindern so interessanten Gegenständen nun zeigte er ihnen, aus welchen Zügen ein A ein B rc. besteht, und wie man zum Beyspiel aus einem lateinischen W sogleich ein V machen kann, wenn man die Hälfte davon herunter beißt. Dieß ist in der That recht artig und wurde von mir in mein Tagebuch notirt. Uebrigens aber waren wir doch darin einig, daß es besser ist, wenn man die Kinder gewöhnt, ernsthafte Sachen

ernsthaft zu treiben, Vergnügen an Ueberwindung von Schwierigkeiten zu finden und nicht an allen Dingen die leichtesten Seiten aufzusuchen.

Was nun das Reisen des ganzen Instituts betrifft, so fürchtete ich, es könnten manche Leute glauben, die Lehrer hätten mehr Vergnügen und Nutzen davon, als die Zöglinge; die Aeltern kostete das unnützes Geld; die Knaben wären in dem Alter doch noch nicht im Stande zweckmäßige Beobachtungen zu machen; auf der Reise sey es unmöglich, die jungen Leute so genau zu bewachen; sie könnten also in den Wirthshäusern und sonst manches sehen und hören, das sie besser nicht hören und nicht sehen sollten.

Ueberhaupt aber glaubte ich zu finden, daß die Erziehung in solchen Philantropinen zu viel Kosten-Aufwand erforderte; folglich dachte ich, käme diese Wohlthat ärmern Aeltern nicht zu Statten, und die reichen thäten besser, ihre Kinder unter ihren Augen erziehen zu lassen.

Alle diese Zweifel nun hob mir der Lehrer mit Höflichkeit, Gründlichkeit und Bescheidenheit, drey Eigenschaften, die man, nebst der Uneigennützigkeit, wie ich höre (jedoch vermuthlich mit Unrecht) einigen neuern Pädagogen zuweilen hat streitig machen wollen.

Im

Im Ganzen waren wir beide doch der Meinung, daß nicht alles Neue gut und nicht alles Alte zu verachten sey; daß die Menschen in Deutschland, wie aller Orten, sehr geneigt seyen, von einer Uebertreibung in die andre zu fallen; daß in der Erziehung durchaus keine allgemeine Vorschriften Platz haben können; daß also die Pädagogik nie eine positive Wissenschaft werden könne; daß es jedermann frey stehen müsse, über dieß Geschäft, über diese allgemeine Menschen-Angelegenheit, seine Meinung zu sagen; daß die Methoden in solchen Instituten immer höchst mangelhaft bleiben werden, so lange die Aufseher derselben entweder sich dadurch bereichern wollten, diese Unternehmung als eine Finanz-Operation ausführen, oder aus Mangel an Fonds gezwungen wären, nach einer großen Anzahl Jünglinge, deren Aeltern reich wären, zu streben, ihre Einrichtungen anzupreisen, auszuposaunen, die Fehler derselben zu bemänteln und denen mit Grobheiten das Maul zu stopfen, die mit Recht oder Unrecht etwas daran tadelten; endlich, daß die alte Erziehung doch auch sehr viel große Männer gebildet hätte, und daß wir beiden selbst, die wir davon redeten, Ursache hätten, die Methoden unsrer ehmahligen Lehrer nicht zu verachten; daß man übrigens, was die neuere Er-

ziehung geleitet hätte, erst gegen Ende dieses Jahrhunderts nach dem Erfolge würde beurtheilen können.

Ich gestehe, daß ich mich freundschaftlich hingezogen fühlte zu dem wackern Erzieher, und da ich von meinem allergnädigsten Könige Auftrag hatte, auch ein Paar Pädagogen mit dem nächsten Transporte nach Abyssinien zu schicken, so that ich meinem neuen Freunde den Antrag, einer von diesen zu seyn und überließ ihm die Wahl des Andern. Allein er schlug mein Anerbiethen aus, so verführerisch es auch, wie er sagte, für ihn war. Dagegen aber empfohl er mir zwey andre Männer, wovon der Eine kürzlich sich mit dem Director eines solchen Instituts verunwilligt hatte, wobey es zu einigen Schlägen gekommen war, der Zweyte aber das Unglück gehabt hatte, zu bekannt mit einem Fräulein zu werden, in deren Aeltern Hause er Erzieher gewesen war, weßwegen er denn hatte flüchten müssen. Da mein Freund beiden Männern übrigens ein sehr gutes Zeugniß gab, so nahm ich keinen Anstand, ihm die Bedingungen mitzutheilen, unter denen ich sie annehmen dürfte, und wir verabredeten, daß sie sich binnen vier Wochen in Cassel bey mir einfinden sollten.

Indeß wir nun also mit einander plauderten, hatten sich die Knaben mit meinem Prinzen unterredet. Dieser war, wie man weiß, über siebenzehn Jahre alt; aber sehr verzärtelt und schwach an Kräften. Er hatte, wie es schien, bey den jungen Leuten seinen Fürstenstand gelten machen wollen; sie aber waren nicht gewöhnt, darauf etwas gut zu thun; auf einige Stichelreden, die man desfalls gegen ihn vorgebracht hatte, war er grob geworden; ein nervichter Junge nahm dieß krumm, und ehe ich es hindern konnte, sahe ich den Prinzen von seinem Gegner zur Erde gestreckt. Ich sprang herzu, und erlösete ihn, dem diese Lection sehr mißbehagte, und hielt mit Mühe ein Paar herbeyeilende Bediente des Prinzen ab, sich in das Spiel zu mischen. Da übrigens hier an keine Bestrafung des Verbrechens der beleidigten Majestät zu denken war, so blieb uns nichts übrig, als in den Wagen zu steigen, und von dannen zu fahren; und so kamen wir in einer Stunde in Dresden an.

---

und auf die unwürdigste Weise kleine Anecdoten aus ihrem Privatleben, die niemand nichts angingen, hervor suchte, um den Mann öffentlich zu beschimpfen und preis zu machen, der im Grunde nichts weiter versehen, als daß er das Unglück gehabt, einst, mehr als er gefordert hatte, hochgepriesen zu werden; eben so viel Mährchen-Sammlungen, in welchen Geschichtchen, die schon hundert Mahl gedruckt waren, ja! deren einige in aller Ammen Munde waren, neu aufgestutzt erschienen. — Und endlich Musenalmanache, Blumenlesen! — Einer von den Gästen hohlte ein solches Büchelchen aus der Tasche hervor; ich blätterte darin, und erstaunte. "O Himmel!" rief ich, "sind das Verse? Ist es genug, daß man seinen Unsinn in kurzen, langen und mittelmäßig langen Zeilen absetze, um das ein Gedicht zu nennen? So kann ja jeder Knabe seine Schul-Exercitia, wenn er sie auf diese Weise schreibt, zu Versen erheben! Wo man verlegen ist, eine lange Sylbe zu finden, da nimmt man statt dessen fünf kurze; oder macht auch nach Belieben zu kurzen Sylben, solche, in denen sechs rauhe Consonanten, zwey doppelte m und dergleichen vorkommen. Was in aller Welt" fragte ich, indem ich weiter blätterte, "will dieser Barde aus Wien mit seinem holprich-

holprichten reimlosen Gewäsche, voll Provinzialismen! Kann etwas als Gedicht wohlklingen, was schon als Prosa das Ohr beleidigen würde? Und welch eine unwürdige Veranlassung zu diesem kleinen Liede? Kann man in Dichterfeuer gesetzt werden, von einem Gegenstande, der der Aufmerksamkeit jedes verständigen Mannes unwerth ist? Und dieß platte Sinngedicht! Ist ein Einfall, dessen sich ein Knabe von einigen Anlagen schämen sollte, werth, in der erhabnen Sprache der Begeisterung vorgetragen zu werden? Und diese Kleinigkeit von dem edeln Gleim! Kann der würdige Sänger der Kriegslieder, sich, aus Gefälligkeit gegen ein entnervtes Publicum, zu solchen wäßrichten Spielereyen herab lassen? Lieset denn niemand mehr unsre alten Lehrer, Hagedorn, Gerstenberg, Lessing, Kleist, Uz, Gellert, Ramler, Wieland, Klopstock und andre, um zu lernen, was Versbau, Wohlklang, Erhabenheit heißt? Und was sagen unsre Critiker dazu?" Als ich der Critiker Erwähnung thät, sahe ich, wie ein Paar von den Buchhändlern schelmisch einander anlächelten. Ich bat sie, mich zurecht zu weisen, wenn ich etwas Albernes sollte gesagt haben. "Nein!" antwortete der eine, der ein stattlicher Mann aus Hamburg war, "Sie würden vollkommen Recht haben,

von der Critik zu verlangen, daß sie Schriftsteller und Dichter vor Vernachlässigung weiser Regeln warnte, wenn unsre Kunstrichter bekannte Männer von Kenntnissen und Ruf wären. Wenn aber jeder unbärtige Knabe, der ein wenig Lectur hat, sich mit einer Gesellschaft von Halbgelehrten seines Gleichen vereinigt, und dann hinter der Maske der Anonymität, die Werke der größten Männer von entschiednem Rufe mit Machtsprüchen für lose Waare erklärt, seiner unbedeutenden Freunde unreife Geburten hingegen als Meisterstücke ausposaunt; oder wenn ein elender Zeitungsschreiber seinen interessanten Nachrichten von den geschmacklosen Festen, welche die Fürsten und Gesandten gegeben haben, von Universal-Arzeneyen und von Couriern, deren Depeschen noch niemand gelesen hat, größern Gewinnstes wegen, auch einen so genannten gelehrten Artikel anhängt, das heißt, ein leeres Blatt, bestimmt, um darauf gegen gute Bezahlung die Lobes-Erhebungen abzudrucken, welche wir Verleger, oder die Schriftsteller selbst, von ihren eignen Büchern ihnen einschicken; oder wenn ein Dutzend junger Leute, unter der Firma eines Mannes von einigem Rufe in der gelehrten Welt, in einem critischen Journale, statt unparteyisch die herauskommenden Werke nach dem innern

Gehalte

Gehalte zu beurtheilen, den darin herrschenden bestimmten Begriffen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die schwankenden hingegen zu widerlegen, wenn sie, sage ich, statt dessen, die Lieblings-Meinungen ihres Anführers allgemein zu machen suchen, und jedes Buch tadeln müssen, in welchem gegentheilige Sätze vorgetragen werden; oder wenn nun gar, unter dem Nahmen von gelehrter Critik, der persönliche Character der Schriftsteller hämischer Weise angegriffen wird; wenn man ehrliche, harmlose Leute dem Publico verdächtig zu machen sucht; Scenen aus ihrem Privatleben, die niemand nichts angehen, auf die gehässigste Art hervor zieht, um dem Manne, dessen literarische Verdienste man vielleicht beneidet, die öffentliche Achtung zu rauben, von welcher sein bürgerliches Glück abhängt — sagen Sie mir, mein Herr! ob dann noch die Critik bey uns in Ansehen stehen kann, und ob nicht die Recensionen auch der unparteyischten, kenntnißvollsten Journalisten verdächtig werden müssen?"

Diese Schilderung gefiel mir nicht; ich faßte aber Zutrauen zu dem Manne, welcher sie mir entwarf, und eröffnete ihm meinen Vorsatz, in Leipzig einige Gelehrte, Künstler und einen Buchhändler

händler anzuwerben, die sich entschliessen könnten, nach Abyssinien zu reisen, wobey ich ihm dann die vortheilhaften Bedingungen bekannt machte, unter denen sie sich in Adova niederlassen könnten. Der redliche Buchhändler sagte mir grade heraus, daß schwerlich Männer von einigem Rufe, und die in Deutschland ihr Auskommen hätten, sich zu dieser weiten Reise verstehen würden; doch versprach er, die Sache in Leipzig bekannt zu machen.

Am folgenden Tage nun hatte ich einen großen Ueberlauf von Leuten aller Art, die sich für Dichter, Philosophen, Tonkünstler, Mahler und dergleichen ausgaben, und mir, zum Beweise ihrer Geschicklichkeit, ihre Werke überreichten. Von Buchhändlern meldete sich niemand, als Herr Schulz aus Hanau. Dieser schien ein ganz guter Mann zu seyn, und wir wären gewiß unsers Handels einig geworden, wenn er nicht noch an demselben Tage die Nachricht bekommen hätte, daß man einen Buchhändler-Umschlag in Hanau anlegen wollte, bey welchem für ihn viel zu gewinnen seyn würde; er zog also sein Wort zurück. Dagegen wollte mir Herr Schmieder aus Carlsruhe einen seiner Freunde empfehlen, allein man warnte mich, mich mit diesem nicht einzulassen.

“Sie

"Sie werden sich" sagte man mir, "unangenehmen Vorfällen aussetzen, wenn anders Policey in Abyssinien ist; denn diese Leute, so wackre Männer sie auch sonst sind, können das vermaledeyte Nachdrucken nicht lassen, und dagegen hat man nun ein Mahl das Vorurtheil, es für Dieberey zu halten." Endlich wurde ich mit einem jungen Manne aus Berlin einig, der einen Buchladen in Adova anzulegen versprach.

Ich wollte nun auch gleich ein großes Sortiment von Deutschen Büchern mit nach Abyssinien schicken, und ging desfalls mit dem redlichen Hamburgischen Buchhändler, wegen der Wahl dieser Schriften, zu Rathe. Er stellte mir folgendes vor: "Ich weiß nicht" sprach er, "ob in Abyssinien, wie etwa in England, ein bestimmter, fester Geschmack herrscht, oder ob, wie bey uns, eine Mode-Seuche von der andern verdrängt wird. In Deutschland machen zum Beyspiel jetzt alle Schriften über Freymaurerey und Jesuiten ihr Glück; in der folgenden Messe kauft diese Waare kein Mensch mehr, weil die Periode von Empfindeley eingetreten ist, welche Herr Miller in Ulm mit seinen Romanen voll Mondenschein angegeben hat; ein halbes Jahr nachher muß Sturm und Drang aus allen Producten

drucken der neuesten Literatur hervor brausen; die Leute müssen dann Alle reden, als wenn sie im Fieber-Paroxysmus lägen; dieser Geschmack wird wieder von einem andern überwältigt, und wenn grade gar keine solche Thorheit herrschend ist, schreibt man über Padagogik. Auf allen Fall werden Sie indessen am besten thun, wenn Sie von jedem Sortimente einige Centner mitschicken. Als Ballast können Sie die größte Anzahl Artikel brauchen, die bey den Gebrüdern Korn in Breslau heraus kommen. Wo am mehrsten von den Schiffsmäusen zu besorgen ist, dahin legen Sie die Erziehungs-Schriften und die Anecdoten- und Mährchen-Sammlungen. Wenn auch einige Alphabethe davon weggefressen werden, so schadet das nichts, weil das mehrste von dem, was darin steht, doch schon oft anderwärts gedruckt ist. Die Musenalmanache und dergleichen müssen Sie vor der Nässe bewahren, sonst verderben die Bilder, und die sind das Beste darin. Die Romanen, die ein gewisser geistlicher Herr heraus gibt, bedürfen weniger Sorgfalt; sie sind ziemlich weitschweifig geschrieben, so daß ohne Nachtheil aus jedem zwanzig Bogen ausfallen können, und zudem wiederhohlt er sich ja in jedem seiner neuen Producte; folglich kann nicht leicht etwas von dem, was er je gesagt hat,

ver-

verloren gehen. Die theologischen Schriften würde ich sorgfältig von andern verständigen Werken absondern; es gibt sonst Streit. Die juristischen können Sie statt der Matratzen in die Hangematten legen; es schläft sich gut darauf. In die Journale mögen Sie die übrigen Waaren einwickeln. Wollen Sie Uebersetzungen mitschicken, so müssen Sie zwey Schiffe ausrüsten. Die wenigen guten Geschichtsbücher, die wir seit kurzer Zeit gewonnen haben, einige philosophische, mathematische und cameralistische Aufsätze, und die Schriften unsrer geschicktesten Aerzte und Naturkündiger will ich Ihnen aufzeichnen; diese bitte ich in Ehren zu halten; sie haben alle in der Cajüte Platz. Meines lieben Bürgers Gesänge und drey unsrer andern neuern Dichter will ich Ihnen, nebst Wielands Meisterstücken, in Franzband einbinden lassen, damit Ihre Leute unterwegens darin lesen und darüber die Beschwerlichkeiten der Reise vergessen mögen."

Ich dankte dem ehrlichen Buchhändler für diesen Unterricht und folgte pünctlich seinem Rathe. Was aber die Gelehrten und Künstler betraf, die ich in Leipzig in Sold nehmen wollte, so war ich doch in einiger Verlegenheit über die Wahl, welche ich unter der Menge deren, die

sich gemeldet hatten, treffen möchte. In meiner Instruction stand, daß ich durchaus zwey Philosophen vom Handwerke liefern sollte; dieß schien mir aber leichter zu befehlen, als auszuführen. „Wer wahrhaftig den Nahmen eines Philosophen verdient“ sagte ich, als ich mit Manim, dem geheimen Secretär, darüber sprach, „der wird da, wo er lebt, zufrieden seyn, und sich nicht durch den Wink eines Fürsten verleiten lassen, nach Abyssinien zu wandern.“ Indeß nennt sich heut zu Tage jeder Mensch, der ein Bißchen quer Feld ein raisonnirt, einen Philosophen; aber mit solchen so genannten Philosophen würde ich wenig Ehre einlegen.“ Zwey Männer hatten sich bey mir unter diesem Titel gemeldet; der Eine schien ein etwas ungeschliffener Geselle zu seyn, der allem widersprach, was man in seiner Gegenwart vorbrachte, übrigens aber beynahe so vernünftig redete, wie ein Mensch, der kein Philosoph ist. Das Einzige, was mir an ihm mißfiel, war, daß er auf alle solche Dinge schimpfte, zu deren Besitz er entweder, seinen bürgerlichen Verhältnissen nach, nicht gelangen konnte, zum Beyspiel Rang und Ehrenstellen, oder wozu er keine Neigung in sich empfand, und daß er sich über alle Conventionen der gesellschaftlichen Verbindung hinaus setzte, von welcher er doch nicht

gänzlich unabhängig leben konnte, auch die Vortheile vorlieb nahm, die ihm ihre Einrichtungen gewährten. Uebrigens hatte er einen Widerwillen gegen den Wein und empfohl daher die goldne Mäßigkeit. Die Philosophie des andern Mannes, der sich bey mir angab, war in ein lächelndes Gewand gehüllt; seine Weisheit bestand eigentlich darin, alles von der lustigen Seite anzusehen; er genoß, wo er Gelegenheit hatte und Trieb dazu fühlte; er spottete über das, was er nicht verstand, floh alle beschwerliche Arbeit und Anstrengung und war kein Feind von einer wohlbesetzten Tafel. Ich war lange Zeit unschlüssig, ob ich diese beiden Philosophen nach Abyssinien schicken sollte, oder nicht; endlich aber, und da mir ohnehin keine Wahl übrig blieb, bestimmte ich mich dazu, und gab ihnen die Anweisung, zu eben der Zeit, wie die von mir in Sold genommnen Pädagogen und der Buchhändler, nach Cassel zu kommen.

Was die Dichter betraf, so hatte ich unter Ein hundert und drey und vierzig Poeten, die sich bey mir meldeten, die Wahl. Dieß waren insgesammt junge Leute, an welche die Aeltern zum Theil den Rest ihres Vermögens gewendet hatten, um sie in Leipzig Brot-Studien lernen zu

 lassen,

lassen, damit sie einst die Stützen ihrer Familien und nützliche Bürger im Staate werden sollten. Weil sich aber Neigungen nicht zwingen lassen, so waren die Söhne ihrem Hange zu dem bequemern Studium der schönen Wissenschaften und Künste gefolgt, und hatten sich vorzüglich auf das Versemachen gelegt. Ich hielt es vier Tage lang mit aller möglichen Geduld aus, mir von ihnen Producte in aller Art Poesie vorlesen zu lassen, und die Manuskripte, welche sie mir, zur Probe ihrer Geschicklichkeit, überreichten, durchzublättern; endlich aber wurde mir's zu viel; ich mußte mich wohl für zwey unter ihnen entscheiden. Einen jungen Menschen, welcher Hexameter machte und ein Heldengedicht, betitelt: Herkules Arbeiten, in zwölf Gesängen verfertigt, und einen Andern, der mir funfzehnhundert Sinngedichte, einen dicken Stoß Trinklieder und ein Trauerspiel: Achab und Jesebell in Alexandrinern überreicht hatte; diese beiden nahm ich an. Die übrigen verdroß der Vorzug, den ich diesen gab; sie machten Pasquillen auf mich und den Abyssinischen Hof, den sie nicht kannten, besangen die Freyheit des Dichterlebens und die Schande, von den Großen der Erde Pensionen anzunehmen, und Einer von ihnen warf mir gar in der Nacht die Fenster ein.

Ich wollte Leipzig nicht verlassen, ohne einen Mann kennen zu lernen, der damahls dort war, und der mir eben so merkwürdig wegen seines edeln Herzens, als wegen der unverkennbaren, grossen Verdienste um die Deutsche Literatur schien. Auch ein Buchhändler, aber nicht von gemeinem Schlage; ein Mann, der Studium, Geschmack, echte Philosophie und unbestechbaren Eifer für Wahrheit in gleich hohem Grade besitzt; ich meine Nicolai, der nun seit einer langen Reihe von Jahren, mit den besten Köpfen Deutschlands in Verbindung, vernünftige und gründliche Critik in ihrer Würde zu erhalten sucht, und den falschen Geschmack und die jedesmahligen Thorheiten des Zeitalters muthig bekämpft. Ich hatte das Glück, mich ein Paar Stunden lang mit ihm zu meiner Belehrung zu unterhalten. Wirklich bedurfte ich dieser Belehrung, denn ich war gar nicht mehr zu Hause in der Deutschen Literatur. Als ich mein Vaterland verlassen hätte, warf man unsern Gelehrten mit Recht Pedanterey vor; jetzt hatte man Ursache gegen den allgemein einreissenden Mangel an Gründlichkeit und Anordnung in Gedanken und Vortrag zu eifern.

Um den ersten Transport von Gelehrten und Künstlern, die ich nach Abyssinien schicken sollte,

vollständig zu machen, fehlten mir noch einige Tonkünstler; auch hierzu hoffte ich in Leipzig Gelegenheit zu finden. Es gaben sich viel Leute bey mir an; aber soll ich meinen altväterischen, verdorbnen Geschmack anklagen, oder waren die Künstler daran Schuld? genug! keiner von diesen Herren wirkte mit seiner Musik auf mein Herz. Derjenige, welcher als Capellmeister angenommen zu werden verlangte, spielte mir auf dem Clavier etwas von seiner eignen Composition vor, und phantasirte nachher noch ein Stündchen; allein ich hörte nichts, als ein verwirrtes Gewühl von Tönen unter einander — das war keine Sprache menschlicher Empfindung, menschlicher Leidenschaft. Ausweichungen in entfernte Tonarten, durch Verwandlungen von ✕ in b, die nur dazu dienen konnten, die Ohren für den feinen Unterschied zwischen Dis und Es, Cis und Des u. s. f. stumpf zu machen und Verhältnisse unter Harmonien zu finden, die nichts mit einander gemein haben; ungeheuer schwere Passagen und Finger-Kunststückchen, die lustiger anzusehen, als ihre Wirkungen reizend zu hören waren. Mit dem Allem aber hatte der Mann sich doch einen gewissen Namen gemacht, und man würde meiner gespottet haben, wenn ich ihn nicht angenommen hätte.

Der

Der zweyte Tonkünstler, den ich für die Capelle meines gnädigsten Königs anwarb, war ein Violinist, der eine bewunderungswürdige Fertigkeit in seiner linken Hand hatte. Er fuhr damit jeden Augenblick bis an den Steg hinauf; ich kann nicht sagen, daß er immer ganz rein intonirt hätte; allein das bemerkt man auch bey diesen schnellen Spässen und Sprüngen nicht, und empfinden konnte man nun freylich nicht mehr dabey, als bey dem Anblicke eines Seiltänzers; immer aber war seine Kunst merkwürdig zu sehen. Ich brachte eine kleine musicalische Gesellschaft zusammen; unser Virtuose spielte ein Violin-Concert. Das erste Allegro war erhaben und schön; fast im hohen tragischen Style geschrieben; ein Bißchen verdarb er es durch die letzte Cadenz, in welcher er das Katzengeschrey, obgleich sehr natürlich, nachahmte. Dann kam ein Adagio, dessen langsame, melodische Fortschreitung er durch eine Menge unnützer Läufe und Schnörkel, dem Gange eines Hundes gleich machte, der denselben Weg zehn Mahl hin und her läuft. Zuletzt folgte ein artiges Rondeau, wovon das Thema die Melodie des Liedes war: Meine Mutter, die hat Gänse; fünf graue, sechs blaue; sind das nicht Gänse? Alle Zuhörer, mich ausgenommen, bewunderten dieß allerliebste

Stück; ich konnte es nicht fassen, wie man Vergnügen daran finden könnte, ein elendes Gassenlied, das schon Ekel erweckt, wenn es Ein Mahl geleyert wird, auf vielfache Art, mit allerley armseligen Veränderungen wiederhohlen zu hören. Indessen erschallte, so oft der Virtuose durch ein Paar Semitone wieder in das Thema fiel, und wieder anhub die Melodie: Meine Mutter, die hat rc. ein lautes Bravo, Bravissimo! Er zeigte mir auch die Partitur eines von ihm componirten musicalischen Hochamts. Die Ouvertüre war im Dreyviertel-Tacte geschrieben; ein Bißchen geschwinder gespielt, so würde man sie für eine von den Wienerischen Wirthshaus-Minuetten gehalten haben, womit der große Haydn leider! seine erhabensten Werke buntschäckicht macht. Alle übrigen Theile der Messe waren im galanten Theater-Styl geschrieben und das Agnus dei war eine Art von Pastorale. Ich hatte von jeher ganz andre Begriffe von der Würde der gottesdienstlichen Musik gehabt, als daß ich hätte glauben können, daß dergleichen Spielereyen darin angebracht werden dürften, und ich erinnerte mich noch recht wohl, wie herzlich ich ein Mahl in meiner Jugend lachte, als ich in Goßlar, von dem Cantor unsrer Schule (der, im Vorbeygehen gesagt, da es ihm an Sängern

fehlte,

fehlte, zwey Stimmen zu übernehmen pflegte, indem er bald einen fürchterlichen Bierbaß, bald eine unangenehme fistula ani sang) als ich von diesem Cantor des guten Schwindels Oratorio; Die Hirten bey der Krippe in Bethlehem aufführen hörte. In dieser Cantate ließ er es im Stalle, wo die Mutter Gottes doch wohl keine englische Wand-Uhr stehen gehabt hat, zwölf schlagen, und jeden Glockenschlag beantworteten die Violinen mit einem Accord. Das war nun wohl auch Spielerey gewesen; allein im Ganzen hatte doch vor zehn Jahren mehr Ernst im Kirchenstyl geherrscht, als ich jetzt fand. Ich äußerte meine Verwunderung darüber; man versicherte mich aber, das sey jetzt der neueste Geschmack und man fände, besonders in catholischen Kirchen-Musiken, nicht nur äußerst selten einfachen edeln Gesang, ohne melismatische Verzierungen, sondern es wäre auch nichts ungewöhnliches, den Organisten, während der Wandlung, das Thema eines Liedchens aus einer Opera buffa leyern zu hören; überhaupt forderte man jetzt von der Musik nichts, als daß sie das Ohr kitzeln, und von dem Spieler und Componisten nichts, als daß sie überraschen, sich durch irgend eine Bizarrerie auszeichnen sollten. Die Italiener fingen schon wieder an, die Recitative, dem

Nahmen und Zwecke dieser Gattung gänzlich entgegen, statt eines einfachen, der gewöhnlichen Sprache, bis auf die stärkere Accentuirung nach, so nahe als möglich kommenden Vortrags, mit Manieren, Läufen und Passagen zu überladen. Kürzlich wäre eine vortreffliche Sängerinn, die aber zu reine Begriffe von ihrer Kunst gehabt hätte, um jenen verdorbnen Geschmack anzunehmen, in einer großen Residenz angekommen; man hätte es ihr aber unmöglich gemacht, sich so viel Zuhörer zu verschaffen, als zu Bestreitung der Unkosten eines Concerts erforderlich gewesen wären. Bald nachher hätte ein reisender Charlatan angekündigt, er wolle sich auf der Maultrommel öffentlich hören lassen, und da hätte nicht nur die Policey den Kerl nicht zur Stadt hinaus gejagt, sondern er wäre mit einem bespickten Beutel weiter gereiset.

Am mehrsten Beyfall fand damahls, wie ich merkte, die Musik der Italienischen Opere buffe. Deutsche Männer, die Talente zu bessern Dingen gehabt hätten, fingen an, diese elenden geschmack- und sittenlosen Farcen zu übersetzen, der Italienischen Composition, ohne Rücksicht auf Vernunft, Wohlklang und echte Declamation, holprichte, Deutsche Worte unterzulegen, und das

Publi-

Publikum tödtete in diesem abscheulichen Schau-
spiele seine besten Stunden, hörte nur auf das
Geleyer und übersah den Unsinn — als wenn
es unmöglich wäre, Vernunft und Geschmack zu
vereinigen. — Die welschen Possenspieler hatten
Zulauf in Menge und unsre einländischen Mei-
sterstücke wurden vor leeren Bänken aufgeführt.

Da es denn nun ein Mahl mit der Tonkunst
in Deutschland nicht anders aussah, und ich
doch Deutsche Tonkünstler anwerben sollte, so
schloß ich mit dem Capellmeister und dem Vio-
linisten meinen Contract, und nahm noch einen
Virtuosen auf einem ganz neuen Instrumente an,
welches man das Basset-Horn nannte und das
viel Aehnlichkeit mit dem Geschrey einer wilden
Gans hatte.

Auf diese Weise waren nun meine Geschäfte
in Leipzig beendigt, und ich reisete mit meinem
Prinzen und seinem Gefolge weiter.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Cassel. Transport der Gelehrten und Künstler nach Abyssinien. Der Kronprinz tritt in den Dienst.

Es würde die Leser ermüden, wenn ich Ihnen eine längere Beschreibung von demjenigen liefern wollte, was wir auf dieser ersten Reise bis zu unsrer Ankunft in Cassel sahen und beobachteten; deswegen will ich meine Erzählung nun von unserm Einzuge in diese leztere Stadt wieder anfangen.

Hier war es, wo mein Prinz in Kriegsdienste treten und zwar von unten auf anfangen und so von Stufe zu Stufe bis zu den höchsten militärischen Ehrenstellen fortrücken sollte, welches, wie bekannt ist, bey Fürstensöhnen, ihrer angebornen Verdienste wegen, ziemlich schnell zu gehen pflegt.

Ich glaubte nicht, daß man diesem Plane das geringste Hinderniß in den Weg legen würde, denn er war ja wahrlich so gut Prinz als Einer,

und

und wollte nur der Ehre wegen dienen; allein es fiel sehr gegen meine Erwartung aus. Des Königs von Abyssinien Majestät hatten mich als Gesandten an dem Hofe des damahls regierenden Landgrafen accreditirt und Se. Hoheit der Thron-Erbe befand sich in meiner Suite incognito. Unser Gefolge war prächtig und ich zweifelte keineswegs daran, daß man uns mit ausgezeichneter Ehre am Hofe empfangen würde. Um desto grösser war mein Befremden, als man uns für Abenteurer hielt, gar nichts von einem Königreiche Abyssinien wissen wollte, und mich, den Gesandten eines großen Monarchen, lächerlich zu machen suchte. Der damahlige Bibliothecar in Cassel, ein Franzose, bekam Auftrag in Reisebeschreibungen nachzusehen, ob und wo in der Welt das Königreich Abyssinien gelegen sey? Ich war zuweilen bey seinen mühsamen Nachforschungen gegenwärtig, und fand, zu meiner Verwunderung, Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen mit unter die Reisebeschreibungen gestellt. War nun der Umstand daran Schuld, daß der gute Mann kein Deutsch verstand, oder wußte man wirklich in Cassel nichts von Abyssinien und hatte auch keine Bücher darüber; genug! das Resultat blieb, daß man mir ankündigte, man wollte uns zwar erlauben, in der Residenz als

Fremde

Fremde unser Geld zu verzehren, könne mich aber keinesweges als den Gesandten eines fremden Hofes anerkennen, und den Prinzen schon deßwegen nicht in Kriegsdiensten ansetzen, weil sein schwarzes Gesicht gar zu sehr gegen die Physiognomien der schönen jungen Leute, woraus des Landgrafen Armee bestand, abstechen würde. Indessen fand sich ein Mittel, diesen letzten Einwurf zu heben; es hatte nähmlich der Landgraf beschlossen, bey seiner ersten Garde Mohren zu Trommelschlägern anzunehmen; da nun mein Prinz, wie Peter der Große, von unten auf dienen sollte, und Trommelschläger zu werden in der That von unten auf dienen heißt; so that man mir den Vorschlag, den Thron-Erben von Abyssinien das Kalbfell schlagen zu lassen. Ein gewisser Italienischer Graf Bollo galt damahls sehr viel am Hofe; ein würdiger Mann, der einst in Polen eine wichtige Rolle gespielt, einer kleinen kühnen Unternehmung wegen aber, die in dem kalten Polen für nicht so unbedeutend angesehen wird, als in dem wärmern Italien, aus dem Lande gejagt worden war. Dieser rieth mir, den Antrag vorerst anzunehmen, indeß aber nach Abyssinien zu schreiben, mir Verhaltungs-Befehle und wichtigre Documente zu meiner Beglaubigung schicken zu lassen, wobey er mir dann

Hoff-

Hoffnung machte, daß in der Folge mein Prinz doch noch wohl, troz seines schwarzen Antlitzes, zu den höchsten kriegerischen Ehrenstellen gelangen könnte. Ich ließ also Se. Hoheit Tambour werden, und miethete für mich und unser Gefolge ein groses Haus. Hier lebten wir als reiche Privatleute, gaben oft grose Schmausereyen und hatten das Glück unsre Tafel immer von Gästen, besonders von Fremden, deren eine Menge dort wohnten, umringt zu sehen, unter welchen sich vorzüglich einige Französische Marquis, zum Beyspiel der Chevalier de Batincourt, der mit den ersten Häusern in Frankreich in Verhältnissen stand, fleissig einfanden.

Während dieser Zeit nun kamen die von mir in Sold genommenen Gelehrten und Künstler, der Verabredung gemäß an. Ich beschloß, sie, begleitet von einigen unsrer Leute, zu Schiffe auf der Fulda bis Münden, dann auf der Weser bis Bremen, und von da zur See weiter spediren zu lassen. Mein lustiger Freund, der päbstliche Ritter und Hofnarr Soban, gab ihnen, als sie abreiseten, einen comischen Frachtbrief mit, der in dem gewöhnlichen Kaufmanns Styl verfaßt, an den Minister Wurmbrand addressirt war, und sich anfing: Unter Geleite Gottes und durch

den

hatten, um sich ihm gefällig zu machen, ihm heimlich Gelegenheit verschafft, auszuschweifen. Mein ehrlicher Manim machte mich aufmerksam darauf; aber was sollte ich thun? Der Prinz war kein Kind mehr; es war mir unmöglich, ihn so ängstlich zu bewachen; auch hatte ich manche andre Geschäfte. Jetzt, auf dieser Reise, fanden sich der Gelegenheiten irre zu gehen noch weit mehr. Er kam in Frankfurth ein paar Mahl betrunken zu Hause; ich machte sanfte und ernste Vorstellungen; man antwortete leichtsinnig und spöttisch. In Maynz hatten sich ein Paar junge Domherren ein Fest daraus gemacht, ihn in ein berüchtigtes Haus zu führen, wo er sich eine ekelhafte Krankheit hohlte. Ich ahndete dieß bald an seiner Gesichtsfarbe, ließ einen Arzt rufen und hoffte, dieser Unfall sollte ihn von Ausschweifungen zurück bringen; allein kaum war er hergestellt, so ging wieder das vorige Leben an. Nun hatte ich freylich unumschränkte Gewalt über die Personen seines Hofstaats und hätte seine Haupt-Verführer fortjagen können; aber ich gestehe es, dazu hatte ich den Muth nicht. Was hätten diese verstoßnen Elenden mitten in Deutschland anfangen wollen? Wer weiß ferner, ob ich nicht ihre heimliche Rache hätte fürchten müssen! Bey einem, ein Mahl an

Zügel=

Zügellosigkeit gewöhnten Prinzen würden auch bald andere ihre Plätze eingenommen haben. Und wer kann sagen, was endlich meiner erwarten, was Verleumdung und Ahndung, von Seiten des Kronprinzen selbst, mir zubereiten konnte, wenn wir nach Abyssinien zurück kamen? Also, ich bekenne es zu meiner Schande, sahe ich durch die Finger; und Ihr, die Ihr oft die armen Prinzen-Hofmeister tadelt, wiegt ein wenig diese Gründe ab, und setzet Euch in unsre Stelle!

Bey einem Orte, dessen Bäder und Brunnen-Quellen eine Menge Leidende hinziehen, denkt man sich einen ruhigen, friedevollen Aufenthalt, wo die armen Kranken, neben dem Gebrauche der Heilmittel, Leib und Seele durch zwanglose Geselligkeit und durch Entfernung von allen häuslichen Sorgen, von tobendem Geräusche und leidenschaftlichem Tumulte, zu stärken und zu erheitern suchen. Um desto auffallender mußte den Bessern unter unsern Abyssinischen Reise-Gefährten, die mit den Europäischen Sitten noch nicht völlig bekannt waren, der Anblick der Lebensart in den Bädern seyn, die wir besuchten. Pracht, Aufwand, Residenz-Ton, Hof-Etikette, Schmausereyen, Ueppigkeit, Bachanten-Unfug, bis in die späte Nacht hinein; die heftigsten Aus-

Früchte der Liebe, des Zorns, der Rache, der Eifersucht; Intriguen, Cabalen, hohes Spiel, das so manchen um seine und der seinigen ganze zeitliche Glückseligkeit und um seine Gemüthsruhe brachte; Völlerey; Wollust — und kurz! alles, was Leidenschaften und Begierden im Tumult erhalten kann, das fand man hier. — "Und hierher reiset man seiner Gesundheit wegen?" rief Manim aus. "Und was treibt man an jenem grünen Tische, den Leute mit Sternen und Ordensbändern nun schon seit sechs Stunden umringen? Auf den Gesichtern der Umstehenden lese ich abwechselnd ängstliche Erwartung, Schadenfreude, Verzweiflung, Wuth. — Hier müssen wichtige Sachen verhandelt werden, denn ich sehe da Männer von Jahren und Erfahrung, ja! Regenten sitzen, die gewiß ihre Zeit nicht mit Kleinigkeiten, oder gar mit schädlichen Dingen verderben werden. Sehen Sie nur an! jetzt führt man auch unsern Prinzen hin. Nun! das ist doch ein Mahl gut, daß er sich auch den bessern Leuten zugesellt." — O Himmel! wie sehr irrte Manim! Es war ein Pharao-Tisch. Man hatte Se. Hoheit verleitet, sich an dieß abscheuliche Spiel zu geben; er spielte, wie jeder reiche Neuling, und dabey machte man seinen Ehrgeitz rege. Ein Fürst hieß es, müsse großmüthig

spie-

spielen. — Großmuth und Spiel? — wie herrlich die beiden Dinge zusammen passen! — Das Ende vom Liede war, daß ich am folgenden Tage eine ungeheure Summe bezahlen mußte. "Pfui!" rief ich aus, "Freylich macht Sie dieser Verlust nicht arm; aber können Sie, ohne zu erröthen, hier, in fremden Ländern, Tausende auf Eine Karte setzen, indeß Sie in Ihren Staaten, mit der Hälfte der Summe, zehn Familien vom Untergange erretten könnten? Und vergessen Sie denn, daß dieß Geld, welches Sie hier vergaunern, gar nicht Ihr, sondern der guten Abyssinier Eigenthum ist, die es im Schweiß ihres Angesichts erworben haben?"

"Hier scheint alles recht lustig herzugehen;" sprach Sobaka als wir einst dem Tanze in einem großen Saale zusahen; "aber woher kömmt es, daß diese Menschen, mitten in den Freuden des Tanzes, so gezwungen, so ernsthaft aussehen, als wenn sie ein verdrießliches, wichtiges Geschäfte trieben? Heißt das Tanzen? Woher kömmt es überhaupt, daß hier in Deutschland die Jünglinge, wenigstens in den Städten und in den Zirkeln der höhern Stände, so feyerlich, so kalt, so kränklich, so gelehrt, so erfahren, so untheilnehmend, so verschlossen scheinen?" —

 "Ach!"

"Ach!" erwiederte ich, "daran ist leider! die Erziehung Schuld. Sie werden zu früh mit der Welt und ihren Verderbnissen bekannt, werden zu früh klug, lesen zu viel Romane und Bücher, zu Beförderung der Menschenkenntniß. Und wenn sie nun in die wirkliche große Welt treten, dann bringen sie schon Widerwillen, Ekel und überspannte Forderungen mit. Alles ist ihnen zu alltäglich; sie kennen alles schon aus Büchern; es ekelt sie an. Vererbte Krankheiten nagen am Körper; der einfache Genuß hat keinen Reiz der Neuheit für sie; sie jagen also dem erkünstelten nach; Ausschweifungen aller Art erschlaffen die Nerven, in den Jahren schon, wo die Natur ihre Kräfte zum Wachsthume braucht. Kränklichkeit und böse Launen folgen ihnen dann ohne Unterlaß; sie machen sich und andern das Leben sauer; — Lassen Sie mich dieß Bild nicht weiter ausmahlen! Wo ist jetzt noch ein Platz auf dem Erdboden, der nicht die Originale zu diesem Gemählde bey Tausenden liefert?"

Die Zeit unsers Urlaubs war nun bald verstrichen und wir reiseten nach Cassel zurück. Wir hatten große Summen verschwendet — mit wie viel Nutzen, das können sich die Leser selbst sagen. Der Kronprinz war nicht mehr der blühende,

starke

starke Jüngling; und seine Launen wurden mir oft unerträglich. Er war auffahrend, ungestüm, dann ein Mahl ausgelassen munter und offenherzig, und gleich nachher herabgespannt, misstrauisch, bitter, heimtückisch.

Was daher noch meinen Verdruß vermehrte, war ein Brief von meinem Herrn Vetter aus Abyssinien, den ich in Cassel fand, und aus welchem ich hier einige Auszüge liefern will.

"Was zum Henker!" schrieb er mir, "was für Kerl hat mir der Herr Vetter da aus Deutschland geschickt? Wenn ich nicht glaubte, daß sie alle toll geworden, indem sie die Linie passirt sind, so würde ich nicht wissen, was ich zu des Herrn Vetters Auswahl sagen sollte. Die beiden Philosophen haben sich schon unterwegens auf dem Schiffe gewaltig prostituirt. Der Eine war fast immer besoffen, und da der Andre sehr jähzornig ist, so gab es zuweilen fürchterliche Auftritte. Einst geriethen sie über die echte Toleranz in Streit, und da Jener behauptete, daß man Jedem seine Privat-Meinungen lassen müsse, Dieser hingegen für das Gegentheil eiferte, wurde der Zwist so lebhaft, daß der Duldungs-Prediger, als er seinen Gegner gar nicht überzeugen konnte, ihn bey den Ohren faßte; da kam es

dann zu einer solchen Prügeley, daß sie mit verbundnen Köpfen hier ankamen. Die Pädagogen sind noch ärger; Herr Ilsenberth läuft allen Mädchen und Knaben nach, und der Magister Löffler schreibt, statt sich um das Erziehungswesen zu bekümmern, über Politik. Er hat kürzlich ein Werk heraus gegeben, in welchem er gegen alle Regenten eifert, ungeachtet er doch von dem unsrigen die schöne Pension einstreicht; er nennt die Fürsten gesalbte Henker, und ermuntert das Volk zum Aufruhre und zu Gründung einer freyen Republik. Von den beiden Dichtern mahlt der Eine die Freuden der Wollust mit den reizendsten Farben, und der Andre singt in rauhen Barden-Gesängen die aufrührerischen Grundsätze, die der politische Pädagoge in Prosa ausbreitet. Der Buchhändler verlegt und empfiehlt allen diesen gefährlichen Unsinn und hat heimlich eine Menge irreligioser und unsittlicher Bücher mitgebracht. Die unschädlichsten Narren sind Eure drey Musiker; aber die Kerl machen ein solches Geleyer, daß der alte Obermarschall neulich im Hof-Concerte die Strangurie davon bekommen hat. Se. Majestät waren im Begriffe sehr ungnädig auf Euch zu werden; ich habe alle Mühe gehabt, Sie zu überzeugen, daß alles dieß zur Aufklärung gehörte; daß die Männer,

welche

welche Ihr uns geschickt hättet, im Grunde sehr geschickte Leute wären, denen man aber, nach den Regeln der Toleranz, Denk- und Preßfreyheit, ihre kleinen Eigenheiten übersehen müßte. Indessen bitte ich doch den Herrn Vetter, bey dem nächsten Transporte recht vorsichtig in der Wahl der Subjecte zu Werke zu gehen, und vor allen Dingen die Speditionen über das Mittelländische Meer her zu machen, damit sie nicht die Linie zu passiren brauchen, denn ich merke wohl, das verträgt kein Deutscher Gelehrter. Uebrigens rückt es nun mit der Universität in Adova ziemlich gut fort. Die beiden Erzieher sind auch dahin geschickt worden, haben ein Institut angelegt, und schon ziemlich viel Zöglinge. Bezahlen lassen sie sich nicht schlecht, geben sich aber auch viel Mühe mit den Kindern, lehren sie unter andern allerley Sprünge, und baden sie täglich in dem Flusse Rieberaini."

Dieß war der Haupt-Inhalt des Briefes, der mir einige Unruhe verursachte, und mich zu dem Entschlusse bewog, künftig vorsichtiger in der Wahl der Leute zu seyn, die ich nach Abyssinien senden würde.

Fünftes Kapitel.

Der Kronprinz erlebt einen verdrießlichen Vorfall, verläßt die Hessischen Dienste und geht wieder auf Reisen.

Ich habe vorhin gesagt, daß unsre letztre Reise keine lobenswerthe Veränderung in der Gemüthsart und in den Sitten des Kronprinzen von Abyssinien bewirkt hatte, und daß dieß unangenehme Vorfälle nach sich zog; jetzt komme ich zu der Erzählung dieses Umstandes.

Die Ausschweifungen, denen sich Se. Hoheit ergab, hatten seine Natur geschwächt. Er war nicht mehr so leicht aus dem Schlafe zu wecken, als ehemahls, und mehrentheils übler Laune, wenn er aus dem Bette aufstand. Eines Tages, da sein Kammerdiener vergebens sich bemüht hatte, ihn zu gehöriger Zeit auf die Beine zu bringen, erschien er vor seines Hauptmanns Hause, als die Compagnie schon nach dem Paradeplatze marschirt war. Der Capitän, ein Herr von Natsmer, der überhaupt den Ruf hatte, ein wenig

strenge


V.
II Th. S. 59



strenge im Dienste zu seyn, fragte den Prinzen, als er sich endlich bey der Colonnade am Schlosse einfand, warum er so spät käme? Se. Hoheit nahmen dieß sehr ungnädig, antworteten etwas naseweis, und wurden (es thut mir leid, daß ich es erzählen muß) nachdem man ihnen erst zwanzig derbe Stockprügel hatte zumessen lassen, verurtheilt, einige Stunden krumm geschlossen zu werden.

Sobald ich Nachricht von dieser unehrerbiethigen Behandlung erfuhr, begab ich mich zu dem Herrn General, Commendanten und Obersten der ersten Garde, bat, versprach, drohete sogar mit der strengsten Ahndung von Seiten Sr. Abyssinischen Majestät, mußte aber die Demüthigung erleben, daß auf dieß alles nicht geachtet, und mir sogar bedeutet wurde, ich sollte mich bescheidner ausdrücken, wenn ich nicht Lust hätte, an mir selber eine kleine Execution vollziehen zu lassen. Was war also zu thun? der Prinz mußte seine Strafe aushalten.

Wüthend kamen Se. Hoheit aus der Wachstube in ihr Hotel zurück; ich that alles, um den Prinzen zu trösten. "Man muß" sagte ich, "aus jedem widrigen Vorfalle im menschlichen Leben nützliche Lehren zu ziehen suchen. Unsers

aller=

allergnädigsten Königs Majestät haben gewünscht, daß Sie mit der militärischen Subordination bekannt werden möchten; und Sie haben diese Bekanntschaft, obgleich freylich auf schmerzliche Art, gemacht. Wer einst befehlen will, muß gehorchen lernen; auch diese Lection haben Ew. Hoheit heute erhalten. Endlich aber kann Sie dieser Vorfall noch auf wichtige Betrachtungen leiten. Sie sind von königlichem Stamme; in ganz Africa macht man Ihnen das nicht streitig; hier hingegen will niemand Sie für einen Prinzen anerkennen; man behandelt Sie bloß als einen Menschen in den Verhältnissen von Unterwürfigkeit gegen stärkere Menschen. Dieß, denke ich, müßte Ew. Hoheit auf den Gedanken führen, daß es doch wohl nicht eigentlich ein allgemeines Naturgesetz ist, was gewisse Sterbliche zu Fürsten macht, sondern daß man die Rücksicht auf den Unterschied der Stände nur der Uebereinkunft zu danken hat; daß die Menschen, was in ihrer Macht steht zu geben und einzuräumen, auch wieder nehmen können; daß es also höchst wichtig und nöthig ist, sich Eigenschaften zu erwerben, die nicht von der willkührlichen Bestimmung des größern Haufens abhängen, sondern deren Werth von jedem Erdensohne anerkannt werden muß. Setzen Ew. Hoheit nun den Fall,

daß,

daß, so wie man hier nichts von Ihrer königlichen Abstammung wissen will, auch die Völker in Africa plötzlich auf den Einfall kämen, Sie nicht mehr für vornehmer halten zu wollen, als jeden andern Bürger im Staate; dann, gnädigster Herr! würden Sie doch wirklich aufhören, Fürst zu seyn, weil Sie nur dadurch Fürst sind, daß man Sie dafür anerkennt, weil nicht die Natur, sondern die Convention Fürsten schafft. — Was würde Ihnen dann übrig bleiben, womit Sie sich Unterhalt, Schutz und Achtung erwerben könnten, wenn Sie nicht dafür gesorgt hätten, sich zu einem bessern Menschen zu bilden? Sie sehen hier, daß man in der Welt Schläge austheilt und Schläge bekömmt, je nachdem die äußern Umstände es mit sich bringen, und daß die Natur es nicht ist, die manche Menschen-Gattungen geboren werden läßt, um ewig geprügelt zu werden, und andre, um immer zu prügeln."

Sehr kräftige dauernde Eindrücke machte diese meine Predigt nun wohl nicht auf den Prinzen; aber ich tröstete mich damit, meine Pflicht erfüllt zu haben; übrigens war doch auch mir dieser Vorfall sehr ärgerlich, und da ohnehin nie zu erwarten war, daß Se. Hoheit in Deutsch-

land zu höhern militärischen Ehrenstellen hinauf rücken würden, so glaubte ich es verantworten zu können, daß ich den Prinzen seinen Abschied fordern ließ, welcher ihm, seiner Capitulation gemäß, nicht verweigert werden durfte. Die Begebenheit selber aber berichtete ich, mit einiger Vorsicht, nach Abyssinien, und meldete dem Könige, daß wir nun unsre Reise durch Deutschland fortsetzen und auch die Höfe besuchen würden.

Von dieser Reise werde ich, wie von der vorigen, keine weitläuftige Beschreibung liefern, sondern wiederum nur einzelne Bemerkungen mittheilen, die meine Abyssinier über die Sitten und Einrichtungen in Deutschland machten, und hie und da irgend einen Vorfall erzählen, der uns begegnete. Wir durchstreiften übrigens dieß Mahl den größten Theil der westlichen und südlichen Provinzen meines Vaterlandes, und nahmen dann, wie man hören wird, den Rückweg durch die Preußischen Staaten.

Aeußerst auffallend war meinen Reisegefährten die Menge und Mannigfaltigkeit der Gesetze, die Verschiedenheit des Münzfußes, des Maßes, des Gewichts, der Regierungsform, der Lebensart und der Gebräuche. Sie meinten auf unsern Reichstagen, wo doch wohl manche wichtige

Dinge

Dinge verhandelt würden, möchte es der Mühe werth seyn, diese Buntscheckigkeit endlich abzuschaffen. "Für Fremde und Einheimische ist das alles gleich unbequem" sagte Manim, "in manchem Deutschen Staate, der kaum drey Quadrat-Meilen groß ist, gibt es mehr, zum Theil sich widersprechende Verordnungen, als ein Mensch, erreichte er auch Methusalem's Alter, im Gedächtnisse fassen kann. Jeder Stand, jeder Ort hat seine eignen Sitten und mit der feinen Lebensart, mit welcher man in Einer Gesellschaft allgemein gefällt, gilt man in der andern für einen abgeschmackten Menschen. Die Verschiedenheit des Maßes, Gewichtes und Münzfußes macht unbeschreibliche Verwirrung und Erschwerung im Handel. Ihr rechnet nach Geld-Sorten, die gar nicht existiren. Der Kaufmann, der sein Hauptbuch schließen will, muß sich den Kopf zerbrechen, um die Procente mit courenten, mit den Species- mit den Banco-Thalern, leichten und schwereren Gulden, Kreuzern, Stübern, guten Groschen, Marien-Groschen, Albus, Dreyern, Batzen, Pfennigen, Hellern, Lübischen, Dänischen, Flämischen Schillingen und Groten, Petermännchen und Gott weiß! mit welchem Zeuge zu vergleichen, seine Agio-Rechnung und seinen Abschluß zu machen. Post-Anstalten, Meilen-

Berech-

Berechnung, Wege, Zölle, alles ist unendlich verschieden. Man verliert Geduld, Zeit und Geld dabey."

Was die Post betrifft, so hatten wir damit einen sonderbaren Vorfall. Einer unsrer Bedienten hatte, ich weiß nicht mehr wo, der öffentlichen fahrenden Post einen Koffer, worin seine sämmtliche Wäsche war, weil kein Raum mehr dafür auf unserm Bagage-Wagen gewesen, anvertrauet. Der Addresse nach sollten wir ihn in Frankfurth finden; allein es kam die Nachricht, der Koffer sey vom Wagen gestohlen worden, und man könne ihm nichts dafür vergüten, weil in dem Lande, wo er ihn auf die Post gegeben, eine Verordnung statt habe, nach welcher man nur dann den Werth der von dem Postwagen gestohlnen Sachen ersetzte, wenn dieser Werth von dem Eigenthümer vorher wäre angegeben worden. Wir stellten dagegen vor: es sey albern von einem Fremden zu verlangen, daß er jede Verordnung eines Landes kennen sollte, besonders solche Verordnungen, die gegen alle Begriffe von Billigkeit und Recht stritten. Ein Landesherr sollte überhaupt, so viel er kann, für die Sicherheit der Heerstraßen einstehen, und selbst dann, wenn die Post mit Gewalt angefallen und bestoh-

bestohlen würde, den Schaden ersetzen; weil die Post ihm eine Revenüe gewährte, weil man theures Porto bezahlen müßte, weil es einem Reisenden in diesem Lande nicht ein Mahl frey gestellt sey, ob er mit der Post, oder mit anderm Fuhrwerke reisen wollte; allein dieß Mahl sey gar nicht der Fall einer gewaltsamen Beraubung gewesen, sondern man hätte denen Leuten den Koffer unter den Händen weggestohlen, welchen er anvertrauet gewesen. Die Post-Direction sey doch also wenigstens gewiß als ein negotiorum gestor anzusehen, und müsse für dasjenige haften, was durch Vernachlässigung ihrer Leute verloren ginge. Die Verordnung, daß der Werth der Sachen vorher angegeben werden müßte, sey dem Fremden, bey Ablieferung des Koffers, nicht bekannt gemacht worden; woher sollte er sie also wissen? Man könne sich leicht einbilden, daß, wenn er sie gewußt hätte, er, da es nicht wohl möglich sey, seine Wäsche u. d. gl. genau zu tariren, den Werth zehn Mahl höher würde angegeben haben, da dieß doch nichts mehr kostete; und wäre das geschehen, so müßte sie nun mehr bezahlen, als gerecht wäre. Diese eben so unbillige, als zwecklose Verordnung könne also nur dazu dienen, die Postknechte zu verleiten, daß sie unerfahrne Reisende bestöhlen, und Fremde

zu bestimmen, ein Land zu fliehen, wo man seines Eigenthums nicht sicher sey, wenn man nicht zehn tausend Verordnungen in der kurzen Zeit seines Aufenthalts durchstudieren könne. — Alle diese Vorstellungen halfen nichts, und der arme Bediente erhielt keine Vergütung für seinen Verlust.

In einer Stadt, die ich nicht nennen will, waren wir Zeugen einer Scene, die mich innigst rührte, weil sie mir bewies, daß noch nicht alle Stände in Deutschland den Sinn für Tugend und Keuschheit verloren hatten. Dem regierenden Fürsten daselbst, der ein sehr ausschweifendes, sittenloses Leben führte, war einst die Tochter eines Bürgers begegnet; sie hatte ihm gefallen, und er hatte ihr den Antrag thun lassen, seine Buhlerinn zu werden. Das Mädchen verwarf mit Würde diesen entehrenden Antrag, und ihr Vater, ein nervichter Bierbrauer, warf den Unterhändler zur Thür hinaus. Kurz darauf starb das ehrliche Mädchen; und nun beeiferte sich jedermann, ihren Sarg mit atlaßnen Kissen, mit Kronen und Blumen zu schmücken, und vor des Fürsten Schloß vorbey führte man den Leichenzug, dem unzählige gutgesinnte Einwohner aus allen Ständen folgten. Wir hatten das

Glück,

Glück, grade um diese Zeit in der Stadt zu seyn, und ich nützte die Gelegenheit, um meinem Prinzen eine kleine Lection zu geben, die aber leider! auf seinem polirten Fürsten-Herzen abgleitete.

Auf der benachbarten Universität hielten wir uns einige Tage auf, und besuchten da einige berühmte Männer, von denen ich hier keine Schilderung entwerfe, weil ich es für unverschämt halte, dem Beyspiele unserer neuern Reisenden zu folgen, die sich in die Studierzimmer der Gelehrten eindrängen, ihnen da eine Menge platter Schmeicheleyen vorsagen, und wenn dann die gutmüthigen Männer das für baares Geld annehmen, in froher Herzens-Ergießung irgend ein nicht ganz weises Wort fallen lassen, oder in Augenblicken der Zerstreuung und Ueberraschung ein wenig unzusammenhängend reden, oder das Unglück haben, nicht grade so zu seyn und auszusehen, wie es den Reisenden gefallen hat, sich den Mann zu denken, das Unglück erleben müssen, eine schiefe Schilderung von sich, oder eine wörtliche Wiederhohlung ihrer vertraulichen Gespräche, in irgend einem Journale gedruckt zu lesen.

Man behandelte uns sehr ehrenvoll auf dieser Universität, und ich beschloß, mit meinem Prinzen

 sechs

sechs Wochen da zu bleiben, und einigen Vorlesungen beyzuwohnen.

Einst hatte ich mit einem Professor der Statistik ein Gespräch über die Sitten einiger wilden Völker. Ich wagte es, zu behaupten, daß nicht eigentlich die Natur, sondern nur gewisse, durch Vorurtheil erzeugte Begriffe uns einen so großen Abscheu gegen das Essen des Menschenfleisches einflößten. Ob Menschenfleisch ein appetitlicher Bissen sey, sagte ich, das wüßte ich nicht; aber das glaubte ich nicht, daß ein allgemeiner Instinct in uns einen größern Ekel gegen das Fleisch eines frisch getödteten Menschen erzeugte, als gegen das Fleisch irgend eines andern Thiers. Dieß war eine Hypothese, die ich nur so hinwarf; aber ich war nicht wenig verwundert, als ich kurz nachher in einer historischen Zeitschrift, die dieser Professor heraus gab, die Nachricht las, daß die Abyssinier Menschenfresser wären.

Man that kurz vor unsrer Abreise von da dem Kronprinzen den Antrag, die Doctorwürde in der Rechtsgelehrsamkeit anzunehmen. Ich hatte Mühe, Sr. Hoheit begreiflich zu machen, wozu eigentlich diese pedantische Posse dienen könnte; und als es ihm deutlich wurde, da konnte ich doch weder ihn, noch einen von seinen Hofleuten bewegen, diese Farce mit sich spielen

zu lassen, welche sie wirklich als ein Ueberbleibsel der Barbarey und als eine Satyre auf die wahre Gelehrsamkeit ansahen. Der einzige Soban entschloß sich endlich, diese Mummerey mit sich vornehmen zu lassen. Zu diesem Endzwecke schrieb ich ihm eine sehr gelehrte Dissertation. Ich wählte einen Gegenstand aus der Lehre von den Testamenten, und bewies, wie philosophisch, billig und vernünftig das Gesetz in Ansehung der Quadrigae wäre. Dieß Gesetz nähmlich, welches vielleicht manchen meiner Leser unbekannt ist, verordnet, daß, wenn jemand in seinem Testamente, einem Freunde einen Zug von vier Pferden vermacht, und indeß eines von den vier Pferden stirbt, der Freund — gar nichts bekömmt, weil der Erblasser ihm nicht drey sondern vier Pferde habe schenken wollen. In der That kann man nichts weiseres ersinnen, als dieß Gesetz; auch fand meine Disputation allgemeinen Beyfall; der Ritter und Hofnarr Soban wurde Doctor juris darüber; las Reden und Antworten her, die ich ihm aufgesetzt hatte; ich und der Reise-Stallmeister opponirten, und alles ging vortrefflich von Statten, denn bey dem Examen wurde alter Rheinwein herum gereicht. Zwey Tage nach dieser Feyerlichkeit reiseten wir weiter.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung der Reise-Nachrichten.

Sobald wir über den oberrheinischen Kreis hinaus kamen, beschloß ich, meinen Prinzen an die zahlreichen großen und kleinen Höfe in dortiger Gegend zu führen. Sie sind wirklich, jeder in seiner Art, sehr merkwürdig zu sehen; dennoch aber übergehe ich, um nicht zu weitläuftig zu werden, die Schilderung derselben mit Stillschweigen. Nur so viel muß ich aus Dankbarkeit erwähnen, daß man uns aller Orten äußerst höflich und artig behandelte, sobald man erfuhr, daß Se. Hoheit ein Königssohn, wir Andern Abyssinische echte Edelleute und dabey überflüssig mit Gelde versehen wären. Uebrigens mußten wir immer gewaltig viel von Africa erzählen, und wurden, besonders von den Prinzessinnen und Hof-Damen, reichlicher gefragt, als gespeiset.

In Mannheim konnte Soban der Versuchung nicht widerstehen, sich einen Geheimenraths-Titel zu kaufen. Er wurde um neunhundert Gulden einig, konnte aber nicht die Erlaubniß erlangen,

dieses

diesen Titel auf seinen siebenjährigen Sohn, der in Gondar geblieben war, vererben zu dürfen, indem in der Pfalz nur die wirklichen Bedienungen, nicht aber die Titel auch Kindern versichert und gegeben werden.

In derselben Stadt warb ich auch zwey Mahler, einen Bildhauer, einen Baumeister und noch einen Tonkünstler für Abyssinien an. Mit Vergnügen sahe ich, in welchem blühenden Zustande hier die schönen Künste waren. Vor zwanzig Jahren schien man in Deutschland so sorglos über diesen Punct, und überlegte nicht, welchen Einfluß der beständige Anblick von falschen Schnörkeln, überladnen Zierrathen, zwecklosen Kleinigkeiten und die Gewohnheit, Mißtöne zu hören und verzeichnete Carricaturen und bunten Popanz zu sehen, auf den Geschmack, auf die Denkungsart und auf die Einfalt des Characters haben, schöne Formen und allgemein herrschende Harmonie hingegen Kopf, Herz und Sinn veredeln. Die Entdeckung der Monumente des schönern Alterthums in Italien hat einigen wohlthätigen Einfluß auf den Geschmack und das Gefühl der Deutschen gehabt. Leider! aber reißt jetzt, da ich dieß schreibe, wieder die elende Augenlust an bunten Arabesquen und kindischem

Firlfanz bey uns ein; und so werden wir denn wohl bald wieder in die Zeiten der Gothischen Barbarey zurück sinken.

Die Menge der Bettler, die uns in manchen Städten, besonders in solchen, wo catholische geistliche Fürsten regierten, haufenweise anfielen und auf allen Spatziergängen das unschuldige Vergnügen des Genusses der schönen Natur durch den Anblick des Elendes verbitterten, gaben meinen Reisegefährten sehr üble Begriffe von der Policey in Deutschland und von der Menschenliebe der Regierungen. Niemand ging in seinem Tadel unbilliger Weise weiter, als der Geheimerath, Ritter, Doctor und Hofnarr Soban. Einst sah ich ein Heft von seinem Reise-Journale liegen, blätterte darin und fand folgende bittre Stelle:

"Die Schauspiele und andre öffentliche Vergnügungen sind in manchen Deutschen Städten sehr prächtig; die Hospitäler, Waisen- und Findelhäuser hingegen elend und jämmerlich. In grosen Residenzen geht man unentgeldlich in die Oper, muß aber seinen Platz in der Kirche und alle gottesdienstlichen Handlungen, Trauung, Taufe, Beichte rc. bezahlen. Ein Tänzer, oder ein verschnittner Welscher Sänger, bekömmt jährlich

funfzig

funfzig Mahl mehr Gehalt, als ein Volkslehrer und Kinder-Erzieher. Jener wird bey den Grossen des Reichs zur Tafel gebeten, wenn sie sich selber ehren, für Kenner der Kunst gelten wollen; diesen hingegen bittet höchstens dann ein Minister ein Mahl zum Essen, pflanzt ihn neben der Thür hin, und redet kein Wort mit ihm, wenn er, außer seinen Kindern und dem Informator, grade niemand an der Tafel hat, als etwa seinen Advocaten und den Gerichtshalter von seinem Gute. Sammle in einer Gesellschaft von reichen Leuten zu einer Summe, wofür Philadelphia, oder irgend ein andrer Gaukler seine unnütze Künste zeigen soll — und es wird Ducaten in Deinen Hut regnen; sammle ein Almosen für eine fleissige, in Dürftigkeit gerathne Familie — und man wird mit Verdruß Groschen hinein werfen. Die müssigen Hofschranzen fahren in vergoldeten Kutschen; der nützliche Handwerker und Künstler muß zu Fuße umher schleichen, um vergebens die Rechnungen in die Palläste zu tragen, die ihm jene Windbeutel zu bezahlen schuldig sind. Er wird von groben Lakkeyen zurück gewiesen, die in Kleidern stecken, welche bey ihm auf Credit ausgenommen sind. Die Fürsten lassen in die Zeitungen und Journale einrücken, wie sehr sie einländische Fabriken

und Manufacturen unterstützen, und tragen nichts an ihrem Leibe, was nicht außer Landes gekauft und verfertigt ist. Die Noth des armen Landmannes rührt nicht die hartherzigen Minister; sie lesen Französische Romane und werfen die Suppliken der jammernden Unterthanen in die Ecke. Es bekümmert sie wenig, ob das Volk sie segne, oder ihnen fluche; aber ein erkauftes oder erbetteltes Ordensband von einem fremden Könige, der nie ihren Nahmen gehört hat, halten sie für den wahren Stämpel ihres Verdienstes; und wenn sie ihr kaltes Herz mit einem silbernen Stern beklebt haben, so sehen sie voll Zuversicht und Unverschämtheit auf bessre Menschen herab. Willst Du, daß der Präsident, wenn er um zehn Uhr des Morgens sich aus dem Bette erhebt, beym Frühstücke, unter der Menge von Briefen, die unerbrochen da liegen, Deiner Klage einige Aufmerksamkeit widmen soll, so fange Deine Bittschrift mit den Worten an: durch den Fuhrmann N. N. schicke Ew. rc. ein Fäßchen mit Austern; und Du wirst sehen, wie sich sein Gesicht erheitert. Schwätzer, Windbeutel und unverschämte Ignoranten machen ihr Glück; das bescheidne Verdienst wird übersehen. Verwandtschaft, niedrige Schmeicheley und gewissenlose Gefälligkeit sind die Mittel, sich empor

zu

zu schwingen. Wenn der ohne seine Schuld Arme einige Thaler stiehlt, so wird er gesetzmäßig aufgeknüpft; wer aber im Handel und Wandel überfordert, schlechte Waare für theures Geld liefert; den nennt man einen schlauen Mann. Der Richter, der Sachwalter und der Deputirte dürfen ihre Geschäfte unnützer Weise in die Länge ziehen, um desto mehr Gebühren und Diäten zu bekommen; der Tagelöhner darf faullenzen, so bald der Aufseher die Augen wegwendet; verdungne Arbeit darf liederlich von der Hand geschlagen werden; der Schneider darf doppelt so viel Zeug zum Kleide berechnen, als er gebraucht hat; zu seiner Rechtfertigung ist es genug, daß es alle übrige Schneider auch so machen."

"Nein! das ist zu arg!" rief ich aus, als ich dieß las, "gibt es nicht edle Fürsten, sorgsame Landesväter, wohlthätige, aufmerksame Regierungen in Deutschland?"

Soban. Nun ja! diese sind also Ausnahme; aber ist darum jenes weniger wahr? Soll man darum von den Gebrechen schweigen, weil sie nicht ganz durchaus allgemein sind?

Ich. Allein das sind ja Gebrechen, die man in allen Staaten, in allen bürgerlichen Einrichtungen des Erdbodens antrifft.

Soban.

Soban. Vielleicht! doch sind sie darum nicht nothwendig, nicht unvermeidlich. Man rede um desto öfter und lauter davon, um zu bewirken, daß endlich zu ihrer Abstellung Anstalten getroffen werden!

Ich. Was hat Dir denn das arme Deutschland gethan, daß Du das Original zu diesem abscheulichen Gemählde grade daher entlehnst?

Soban. Närrischer Kerl! ich schreibe ja ein Journal von meiner Reise durch Deutschland und nicht durch Spanien, oder Marocco. Bist Du doch, wie die mehrsten Menschen, die es übel nehmen, wenn man die Wahrheit sagt, und wenn sie die Thatsachen nicht leugnen können, mit der elenden Ausflucht gegen uns zu Felde ziehen, daß es andrer Orten nicht besser hergeht.

Ich sah wohl, daß Soban nicht zu bekehren war, und daß man Ritter, Doctor und Rath seyn und dennoch übereilt und unbillig von den Sitten, die in Ländern und Städten herrschen, urtheilen kann.

Da ich immer fortfuhr, zu dem zweyten Transporte der Gelehrten und Künstler, welche ich nach Abyssinien schicken sollte, Subjecte aufzusuchen und anzuwerben, so hatte ich auch in

Regensburg einen Mann bewogen, diese weite Reise zu machen, der mir als ein grosser Chymiker gerühmt wurde. Er trieb hauptsächlich den pharmacevtischen Theil der Scheidekunst, und bewies mir durch Zeugnisse und Documente, daß er mit gewissen Wundertropfen alle Krankheiten zu heilen im Stande wäre. So sehr auch der Vorfall, den mein Vater mit dem Grafen St. Germain erlebt hatte, und dessen sich die Leser noch aus dem ersten Theile dieses Buchs erinnern werden, mich hätte von meinem Glauben an Universal-Arzeneyen ablenken können, so gestehe ich doch, daß ich nicht im Stande war, der einleuchtenden und überzeugenden Beredsamkeit dieses Mannes zu widerstehen. Ich hielt es vielmehr für ein grosses Glück, ihn mit nach Abyssinien spediren zu können, wo es doch wirklich noch in dem Fache der höhern geheimen Natur-Wissenschaften sehr dunkel aussah. Wir nahmen diesen Mann mit uns, da wir grade noch einen Platz in der dritten Kutsche übrig hatten; allein der arme Schelm war so schwächlich, daß wir ihn in München zurück lassen mußten, wo er auch vier Wochen nachher starb.

Siebentes Kapitel.

Ein neuer Transport von Gelehrten wird nach Abyssinien geschickt. Unerwartete Nachrichten nöthigen zur Rückreise.

Bis jetzt waren wir Alle, die wir aus Abyssinien gereiset waren, immer gesund und munter gewesen, den Kronprinzen ausgenommen, der sich, wie ich oben erzählt habe, durch seine Ausschweifungen allerley Uebel zuzog; dennoch aber führten wir zwey Aerzte in unserm Gefolge, nicht sowohl, um uns ihrer Hülfe unterwegens zu bedienen, als vielmehr, weil ich den Auftrag hatte, ein Paar tüchtige Männer in diesem Fache nach Abyssinien zu schicken, und ich doch dieß Mahl gern die Subjecte, die ich nach Africa überschiffen ließ, erst genauer kennen lernen wollte. Ich weiß wohl, daß man einem gewissen großen Manne vorwirft, er habe, bey einem ähnlichen Auftrage, nicht so gewissenhaft in Rücksicht auf ein fremdes Reich gehandelt, sondern dahin ein solches Sortiment von elenden Aerzten spedirt, daß seit dieser Zeit die Sterblichkeit in Deutsch-

land

land bey weitem nicht so groß gewesen, als vorher. Dem sey wie ihm wolle! ich that das Meinige, nahm jene beiden Männer auf dringende Empfehlung einer ganzen Facultät an, und suchte auf der Reise, durch Gespräche mit ihnen (in so fern ein Laye dazu im Stande ist) mich von ihren Talenten und Kenntnissen zu überzeugen. Jetzt indessen fand sich auf ein Mahl eine Gelegenheit, wo sie ihre Geschicklichkeit practisch zeigen konnten.

Wir wurden nähmlich in Wien zu so viel herrlichen Gastereyen eingeladen und dann mit einer solchen Menge von nahrhaften Speisen versehen, daß Manims, des geheimen Secretärs, Africanische Constitution dieß Uebermaß des Guten nicht zu ertragen vermochte; wenigstens schoben wir nachher die Schuld auf die in Wien geführte Lebensart, als er in Prag von einem heftigen Fieber befallen wurde, das Anfangs die Wirkung aller Arzneymittel, welche ihm unsre Aerzte reichten, vereitelte. Endlich wurde er hergestellt, und dieß gab mir, da ich meinen Freund schon für verloren gehalten hatte, in der That sehr große Begriffe von der Geschicklichkeit der beiden Aesculapen. Soban, der ein Erz-Spötter war, dachte ganz anders darüber. Er hatte schon

schon vorher seinen Hohn über die unter Aerzten übliche Terminologie gehabt. Er fand es lächerlich, daß sie etwas mit dem Nahmen der ersten Wege belegten, was, seiner Meinung nach, offenbar die letzten Wege wären, und daß sie von zwölf außerordentlichen Dingen redeten, um die allernatürlichsten Dinge von der Welt auszudrücken. Als aber der gute Manim hergestellt wurde, da erzählte Sohan noch, auf Unkosten der beiden Aerzte, ein Mährchen, dem ich aber keinen Glauben beymessen mochte. Er behauptete nähmlich, er hätte zu Anfange der Krankheit ein Mahl die beiden Herren belauscht, als sie sich, beynahe bis zum Schlagen, über den Sitz des Uebels gezankt hätten. Der Eine hätte behauptet, es stecke in der Leber, der Andre, in der Lunge. Nun hätten sie gegenseitig gedroht, einander als Ignoranten der Welt bekannt zu machen, endlich aber, um die Hoffnung auf die schönen Pensionen in Abyssinien nicht zu verlieren, sich dahin verglichen, daß sie den Kranken auf ein Magen-Fieber, folglich auf eine Krankheit, von der sie beide glaubten, daß er sie nicht hätte, curiren wollten; — und siehe da! das Glück habe ihre Unwissenheit begünstigt und Manim sey gerettet worden.

Noch

Noch ein Mahl: ich hielt dieß für einen muthwilligen Scherz, glaubte dankbar an die Geschicklichkeit der beiden Aerzte, und als im nächsten Frühjahre der zweyte Transport von Gelehrten und Künstlern abging, schickte ich sie, nebst den Mahlern, Bildhauern, Baumeistern, einem Apotheker, zwey Wundärzten, noch einigen Tonkünstlern und verschiednen Fabrikanten und Manufacturisten, nach Italien, woselbst sie eingeschifft wurden, glücklich nach Cairo und von da zu Lande weiter nach Abyssinien kamen.

Das Heer der Mönche, die wir in den europäischen Gegenden, durch welche wir reiseten, antrafen, fiel unsern Abyssiniern sehr auf. Sie wünschten alle, man möchte diese völlig unnütze Menschenclasse gänzlich aussterben lassen. Ich konnte nicht anders, als diesen Wunsch billigen, nur fügte ich die Bemerkung hinzu, es möchte, wenn es ein Mahl dahin kommen sollte, die unnützen Stände ganz oder zum Theil aufzuheben, doch auch die Reihe solche treffen, die wenigstens eben so unnütz und vielleicht viel schädlicher wären, und da dachte ich denn freylich, obgleich ich selbst einst Sachwalter gewesen war, an das ungeheure Heer der Advocaten und an manche andre Menschenclassen, die ihren Unter-

falls von den Thorheiten und Verderbnissen der Leute ziehen.

Die Menge religiöser Gebräuche und der zum Theil geschmacklose, kleinliche Prunk, welcher in den catholischen Kirchen herrscht, war gleichfalls ein Stein des Anstoßes für meine Reisegefährten, die an keinen andern Gottesdienst, als an kurze, feyerliche Gebethe gewöhnt waren. Nicht besser aber waren sie von den protestantischen Kirchengebräuchen zufrieden. "Etwas für die Sinne muß jedoch der äußere Gottesdienst haben" sagte Marius, "eben weil es äußerer Gottesdienst ist, und die Menschen sinnlich, durch sinnliche Mittel zu führen sind, und für höhere Eindrücke empfänglicher gemacht werden. Eine bloße Verstandes-Religion, bey welcher gar nicht auf das Gefühl Rücksicht genommen wäre, würde daher aller äußern Feyerlichkeiten entbehren können. Sollen aber gottesdienstliche Gebräuche statt finden, zu welchen sich Menschen aus allen Volksclassen versammeln, so müssen diese Gebräuche nicht kindisch, aber auch nicht langweilig seyn. Eine Predigt, das heißt, eine Rede, über irgend einen religiösen Gegenstand, ist eine gute Sache; aber sie kann nicht als ein gottesdienstlicher Gebrauch angesehen werden, und wirkt nur bey

denen,

denen, welche, ihrer Gemüthsstimmung nach, grade zu der Zeit an dem verhandelten Gegenstande Theil nehmen können, und nur bey denen, welchen der Vortrag gut und geschmackvoll vorkömmt, also bey einer sehr kleinen Anzahl von Zuhörern, einige Rührung; wirkt durch den Verstand auf das Herz, statt daß das Wesen des äussern Gottesdienstes gewiß darin bestehen soll, durch das Gefühl, durch das Herz, durch die Sinne, auf den Verstand, auf den Willen zu wirken. Sollte nun aber ein kalter Raisonneur, oder so genannter Philosoph alle äußern sinnlichen Mittel, nähmlich Feyerlichkeit, einfache Pracht, Zauber der Musik, der Baukunst und der Mahlerey für unwürdige Mittel halten, das Herz zur Gottesverehrung zu stimmen, so wird er doch zugeben müssen, daß es noch viel unverständiger und unwürdiger sey, Eindrücke von ganz entgegengesetzter Art zu bewirken, und solche gottesdienstliche Gebräuche einzuführen, die jeden Mann von edelm Geschmack, von feinem Gefühle und von gesunder Vernunft empören, ihm lange Weile machen, und dem höchsten Wesen, wenn es sich herab ließe, dieß Unwesen zu beschauen, äußerst mißfällig seyn müßten. Nun besuche man aber ein Mahl Eure protestantischen Kirchen, besonders auf dem Lande, und erstaune

über die Verkehrtheit der Menschen! In dem geschmacklosesten, feuchtesten, kältesten und schmutzigsten Gebäude des ganzen Städtchens oder Dorfs versammelt sich das Volk beiderley Geschlechts und setzt sich, theils wie in den Schulen auf Bänken, theils in kleinen hölzernen Kasten, den Tollhaus-Kojen gleich, theils auf andern erkauften, oder nicht erkauften Plätzen, in grotesken Anputze hin. Dann beginnt ein Gesang, dessen Poesie oft platt und comisch, die Musik abscheulich und die Begleitung einer verstimmten Orgel unerträglich ist. Ein Schulmeister gibt mit gräßlich verzerrtem Gesichte die Melodie an, und wiederhohlt durch die Nase die letzten Worte jedes Verses. Einige hundert unmusicalische Menschen brüllen aus Leibeskräften mit. Und solcher Gesänge muß man vielleicht sechs in Einer Sitzung hören. Wollt Ihr durchaus Musik geben, so gebet gute Musik! Soll gesungen werden, so lasset doch Menschen singen, die singen können! Zwischendurch werden von einem Manne in einer grosen Perücke, in heulendem Tone, Stellen aus der Bibel verlesen; es werden Gebethe gesprochen, die jedermann auswendig weiß. Dann tritt der Geistliche in einen kleinen, erhaben gestellten Kasten, und hält eine Rede, die nur auf den Gemüthszustand

weni-

weniger Zuhörer paßt. Hierauf geht das Gebrülle noch ein Mahl an, und am Ende spielt der Organist ein lustiges Stückchen, worauf die Versammlung, wovon die Hälfte geschlafen hat, im Winter durch und durch gefroren, im Sommer von den Dünsten fast erstickt ist, aus einander geht. — Und das soll ein dem erhabensten Wesen gefälliger, zu wahrer Andacht erweckender Gottesdienst seyn? Versammelt Euch doch lieber in einfach verzierten, reinlichen Gebäuden, wo gesunde, gemäßigte Luft herrscht! Lasset vier Menschen, die gute Stimmen haben und musikalisch sind, kurze, erhabne Hymnen singen! Euer Priester trate in einem anständigen und geschmackvollen Gewande auf, und bethe aus der Seele! Fallet auf Eure Knie und bethet ihm in der Stille nach! Lasset ihn eine kurze Rede in kunstloser, aber warmer Herzenssprache über die Schönheiten der Natur und die Herrlichkeiten der Schöpfung halten! Das Ganze daure nicht zu lange und komme nicht zu oft, damit Ihr mit Vergnügen und Wonne die Tempel besuchet und in froher, heitrer Stimmung wieder heraus gehet!"

Ich glaubte, daß Manim Recht hatte; aber was ist zu thun? Einzelne Fürsten, besonders die Regenten kleinerer Staaten, könnten freylich

nach und nach, mit Vorsicht und ohne das gegen jede Neuerung eingenommene Volk zu empören, zweckmäßige Verbesserungen in der Liturgie einführen, und so würde der Nachbar dem Beyspiele folgen; eine allgemeine Veranstaltung dieser Art von Seiten aller protestantischen Fürsten hingegen ist wohl weder zu erwarten, noch auszuführen; allein das ist gewiß, daß die täglich mehr einreissende Gleichgültigkeit gegen Religion, größtentheils mit von der geschmacklosen Einrichtung unsers äußern Gottesdienstes herrührt, und daß man es wahrlich, bey immer mehr zunehmender Aufklärung und Ausbreitung eines eklern Geschmacks in allen Ständen, einem Manne, der kein Heuchler ist und nicht etwa, seiner bürgerlichen Lage nach, Andern ein Beyspiel geben muß, nicht übel deuten kann, wenn er selten die Kirchen besucht, wo er nicht nur weniger als zu Hause zur Andacht gestimmt wird, sondern auch tödtende lange Weile und Empörung seines Sinnes für alles was schön und groß ist, seiner wartet.

In einem Sächsischen Dorfe sahen wir auf dem Gute des Edelmanns einen Aufkauf von Menschen; wir fragten nach der Ursache und erfuhren, daß der Besitzer dieses Guts kürzlich gestorben war; der, welchen jedermann für den

recht-

rechtmäßigen Erben hielt, befand sich außer Landes. Nun nützte ein Andrer, der Ansprüche auf die Verlassenschaft machte, diesen Augenblick, um sich vorerst in den Besitz zu setzen. — "Und wie fängt der Mann das an?" fragte Manim. "Er läßt," antwortete man ihm, "von einem Notarius und Zeugen einen Splitter aus der Hausthür schneiden, Feuer auf dem Heerde anzünden, den Schafen ein Bißchen Wolle abschneiden; und nun erlangt er dadurch den Vortheil, daß er in Possession des Guts bleibt, seine Ansprüche mögen auch noch so ungegründet seyn, daß sein Gegner klagen muß, und vielleicht das Ende des Streits nicht erlebt." — "Aber" rief Manim, und wendete sich gegen mich, "ist dieser Gebrauch allgemein in Deutschland eingeführt?" "Nichts weniger" sprach ich, "und ich denke, er sollte nirgends Platz finden, wo man Billigkeit und gesunde Vernunft respectirt; allein", fügte ich hinzu, "es gäbe noch wohl wichtigre Mißbräuche in der Justiz-Verfassung einzelner Deutschen Staaten abzuschaffen, wenn sich das eben so leicht thun ließe, als man darüber raisonnirt. Glaubst Du zum Beyspiel wohl, daß es bey uns Länder gibt, in welchen die Tortur, das Monument der grausamsten Barbarey noch jetzt im Gange bleibt?"

Manim. Tortur? Was ist das?

Ich. Eine Reihe von körperlichen Peinigungen, durch welche man dem Verbrecher das Geständniß seiner verübten Schandthaten zu entlocken sucht.

Manim. Aber wenn nun der Bösewicht so starke Nerven hat, daß er die Martern aushält, und dennoch nicht bekennt? oder wenn der unschuldig Angeklagte von der Grausamkeit der Schmerzen überwältigt, Verbrechen gesteht, die er nie begangen hat.

Ich. Von dem letztern Falle hat man, wenigstens in Deutschland, nur sehr seltene Beyspiele.

Manim. Ich dächte eines wäre genug, um diesen schändlichen Gebrauch abzuschaffen.

Ich. Es wird aber auch nicht eher jemand zur Tortur verurtheilt, als bis er schon des Verbrechens überwiesen ist. Bekennt er dann nicht, so wird er doch nicht frey gelassen. Höchstens kann er der Todesstrafe entgehen; ein lebenslängliches Gefängniß erwartet nichts desto weniger seiner.

Manim. Nun! so dächte ich doch, es sey hundert Mahl menschlicher, einen Bösewicht mit einer geringern Strafe davon kommen zu lassen,

als

als ein einzig Mahl sich dem erschrecklichen Falle auszusetzen, einen Mitbürger unverdienter Weise zu peinigen.

Ich. Die Gesetze fordern das eigne Geständniß.

Manim. Das ist thöricht, wenn man die Sache schon gewiß weiß.

Ich. Und der Verbrecher soll die Mitschuldigen angeben.

Manim. Meine gesunde Vernunft getrauet sich, zu beweisen, daß dieß die höchste Grausamkeit ist. Der Staat kann den Bürger, welcher in diesem Staate leben will, zwingen, nach den moralischen Grundsätzen zu handeln, die der größere Theil des Volks als richtig und heilsam erkannt und ihnen gesetzliche Kraft gegeben hat. Er kann den, welcher dagegen handelt, bestrafen, ausstoßen, einsperren; er kann offenbar gewordne Handlungen richten, nie aber kann er, ohne die höchste Tyranney, das Bekenntniß verborgen gebliebner Uebertretungen, durch grausame Martern erzwingen.

Ich. Ich sehe, Du bist kein Jurist.

Manim. Nein! ich bin ein Mann, der gesunde Vernunft und Freyheit und Menschenwürde respectirt. Reden wir nicht mehr davon!

 Allein

Allein ich will auch die Leser nicht länger mehr mit den Bemerkungen meiner Abyssinischen Reisegefährten über solche Dinge, welche ihnen in Deutschland auffielen, ermüden; was ich davon erzählt habe, das sollte ihnen nur zeigen, aus welchen sonderbaren Gesichtspuncten zuweilen die Leute, denen Europäische Verfassungen fremd sind, dergleichen Gegenstände ansehen. Daß es übrigens unbillig seyn würde, wenn man ihre verkehrten Meinungen auf meine Rechnung schreiben wollte, das versteht sich, wie ich glaube von selber. Kürzer aber habe ich mich unmöglich fassen können. Ich bin in sieben Kapiteln einen Zeitraum von mehr als fünf Jahren durchlaufen; denn so lange waren wir jetzt aus Abyssinien abwesend gewesen, und nun bin ich schon im Begriffe von unsrer Rückreise zu reden.

Im August des Jahrs 1777 nähmlich bekam ich, eben als ich mit dem Kronprinzen und seinem Gefolge in Berlin war, einen Brief von meinem Herrn Vetter, dem Minister von Wurmbrand. Dieser Brief enthielt den Befehl, gleich nach Empfang desselben Anstalt zu unsrer Rückkehr nach Abyssinien zu machen, so schnell als möglich zu reisen, und den kürzesten Weg zu nehmen. "Se. Majestät der König," schrieb mir mein Vetter, "befinden sich in sehr bedenklichen

Gesund-

Gesundheits-Umständen, und wünschen den Thron-Erben hier zu sehn. Ihr müßt also die Rückreise Sr. Hoheit so viel sich's nur irgend thun läßt, beschleunigen. Allein der Weg ist weit, und ich zweifle sehr, daß der Prinz seinen Herrn Vater noch lebendig antreffen wird. Indessen hoffe ich, mein lieber Vetter! es wird sich unser künftiger Monarch unter Eurer Anleitung so gebildet haben, daß die Länder, welche nun unter seinem Scepter stehen werden, sich blühende, glückliche Zeiten versprechen können. Ich darf dabey Eurer Klugheit und Redlichkeit zutrauen, daß Ihr nichts werdet versäumt haben, nicht nur Euch Sr. Hoheit Gunst, Gnade und Vertrauen zu erwerben, sondern auch, bey schicklichen Gelegenheiten, dem Prinzen meine eifrigen und treuen Dienste von einer solchen Seite zu schildern, daß ich ruhig und ohne Besorgniß der nahe bevorstehenden Regierungs-Veränderung entgegen sehen könne."

So bald ich diesen Brief erhielt, machte ich dem Kronprinzen den Haupt-Inhalt desselben bekannt, und zwey Tage nachher befanden wir uns schon auf der Rückreise nach Abyssinien.

Achtes

Achtes Kapitel.

Etwas über den Prinzen. Rückkunft nach Gondar.

Der letzte Theil von meines Herrn Vetters Briefe, nähmlich was den Kronprinzen und meinen Einfluß auf denselben betraf, machte mir in der That unruhige Nächte, und meine Beklemmung nahm zu, je mehr ich ihn, nachdem er die Nachricht von des Königs gefährlichen Gesundheits-Umständen erhalten hatte, auf der Reise beobachtete. Der Minister erwartete, wie ich aus seinen Aeußerungen sah, nun bald einen, durch meine Sorgfalt und durch eigne Erfahrungen gebildeten würdigen Fürsten auf Abyssiniens Thron zu sehen — und ach! wie wenig Ursache hatte ich, seinen Hoffnungen einen guten Erfolg zu versprechen!

Ich habe schon im funfzehnten Kapitel des ersten Theils dieses Buchs, als ich den Character der beiden königlich Abyssinischen Prinzen schilderte, ein Bild von diesem ältesten entworfen, das leider! zu erkennen gab, welche schlimme

Anla-

Anlagen dieser Königin Sohn schon in seiner frühen Jugend verrieth, und was ich von seiner Aufführung in Cassel, und überhaupt auf der Reise erzählt habe, paßt vollkommen zu jenen Zügen. Daß ich es an Eifer, Fleiß und Ermahnungen nicht mangeln ließ, um bessere Gesinnungen und Gefühle in ihm zu erwecken, das kann ich auf meine Ehre versichern; aber ich muß es gestehen, als ich sah, daß alle meine Vorstellungen vergebens waren, daß die Schmeicheleyen der Hofschranzen, die man uns mitgegeben hatte, nebst den bösen Beyspielen, die er an den Höfen und in den Städten, welche wir besuchten, sahe, mächtiger auf ihn wirkten, als meine Lehren, und oft in Einer Stunde alles vereitelten, was ich durch wochenlange Predigten bewirkt zu haben glaubte; da verlor ich den Muth, und wurde, um mich ihm zuletzt nicht durchaus verhaßt zu machen, nachsichtiger gegen ihn, und — wenn man glaubt, daß es Pflicht sey, auch da zu arbeiten, wo man gewiß weiß, daß alle Arbeit verloren ist — nachlässiger in Erfüllung meiner Pflichten.

Die kalte, untheilnehmende Seele des Prinzen war schlechterdings durch nichts, was gute Menschen interessirt, zu rühren. Glaubte ich

zuwei-

zuweilen wohlwollende Aufwallungen in ihm zu bemerken, so erfuhr ich doch bald nachher, daß diese entweder nur von schwachen Nerven herrührten, die manchen unwillkührlichen Eindrücken nicht zu widerstehen vermochten, oder daß er, wie das bey sanguinischen Temperamenten nicht ungewöhnlich ist, sich hingab, wo diese Hingebung ihm eignen Genuß gewährte, auch keine Art von Aufopferung kostete, und daß er aus langer Weile Freundschaften schloß, wobey sein Herz nicht war.

Eitel im höchsten Grade und nur dann herablassend, gefällig und höflich, wenn er Schmeicheley und niedrige Gefälligkeit dafür einzuernten hoffen durfte, hatte er keinen Sinn für fremdes Verdienst, schätzte niemand, betrachtete alle Menschen als geborne Sclaven, und sich von der Natur bestimmt, hoch über sie alle da zu stehen, und sie zu Werkzeugen seiner thörichten Unternehmungen zu machen. Er hielt jedermann für eigennützig, glaubte so wenig Andre fähig, aus Liebe zum Guten, ohne Nebenabsichten zu handeln, als er selbst in sich fühlte, wie wenig er im Stande war, etwas aus edlern Trieben zu unternehmen. Der Gedanke, daß jedermann Plane auf seine Schätze machte, trieb ihn zu dem schmutzigsten Geize; wo es aber Befriedi-

gung

gung seiner Väse, oder seiner kindischen Eitelkeit galt, da warf er große Summen weg.

Sein Hang zu Ausschweifungen und sinnlichen Vergnügungen aller Art nahm mit jedem Jahre zu, und bald wurde ihm eine ununterbrochne Reihe von wollüstigen und betäubenden Freuden zum Bedürfnisse.

Nicht eine Spur von wahrhafter Festigkeit war in seinem Character; momentane Eindrücke, Launen und Grillen bestimmten ihn; aber in dem Augenblicke, daß er etwas wollte, durfte nichts der Erfüllung seiner Wünsche im Wege stehen; allein er hob die Schwierigkeiten nicht, sondern ertrotzte es von Andern, daß diese sie aus dem Wege schaffen mußten.

Ich sah bald, daß dieser Jünglings-Character einen Mann ankündigte, der einst als kalter Tyrann und schwacher Wollüstling viel tausend Menschen elend machen würde, und mit traurigem Herzen wurde ich gewahr, daß er aus jeder fremden Stadt, die wir besuchten, neue Laster, verstärkte Eindrücke zu Ausbildung seiner unglücklichen Gemüthsart mit sich nahm. Wo Verderbniß der Sitten herrschte und die Gelegenheit zu Ausschweifungen häufig war, da ergab er sich

blind-

blindlings seinem Hange zur Wollust und Völlerey. Wo der Despotismus am höchsten getrieben wurde, da bestärkte er sich in seinen Grundsätzen von unbedingtem Gehorsame, den er forderte. Statt in den Preußischen Staaten die unermüdete Wachsamkeit und Thätigkeit des großen, unsterblichen Friedrichs zum Wohl seiner glücklichen Unterthanen anzustaunen und zum höchsten Ideale eines Vorbilds für ihn zu machen, freuete er sich nur, wenn er hörte, daß der weise Monarch nicht litte, daß man ihm widerspräche, und nahm die Idee aus Berlin mit, daß ein König nie irren könne. Er ahmte nicht die Einfalt, Gradheit, Prunklosigkeit und Popularität des edeln, für die gute Sache so warmen Josephs nach; aber er legte die Art zu handeln des Kaisers nach seiner Weise aus, und bildete sich daraus übel verstandene Grundsätze zu Unterdrückung und Demüthigung aller höhern Stände, und zu willkührlicher Anwendung einer unumschränkten Gewalt, die keine Gesetze, keine Meinungen, kein Eigenthum respectirt; und statt von Carl Theodor zu lernen, wie ein Fürst Talente, Wissenschaften und Künste ermuntern und belohnen soll, nährte er in Mannheim und in München seinen Hang zur Unkeuschheit, zur Unmäßigkeit und zur Pracht.

Kurz!

Kurz! er kam an Leib und Seele sehr viel verderbter zurück, als er ausgereiset war; dennoch aber war es mir gelungen, ihm eine gewisse Furcht vor meinen strengen Grundsätzen einzuflößen, in so weit nähmlich, daß er sich doch scheuete, in meiner Gegenwart sich ganz so zu zeigen, wie er war, ganz so zu handeln, wie er gern gehandelt hätte. Allein auch dieser Ueberrest von Scham verschwand, als er den Brief gelesen hatte, den ich aus Abyssinien erhielt. Nun sahe er sich schon in Gedanken auf dem Throne eines großen Reichs, über jede Einschränkung, jede Rücksicht hinaus; von diesem Augenblicke an veränderte sich sein Gesicht gegen mich, und er behandelte mich, als wenn ich der geringste seiner Sclaven gewesen wäre.

Wie wenig er sich nun noch um meinen Beyfall und meine Achtung bekümmerte, davon gab er mir, als wir uns in Venedig einschifften (denn wir nahmen den Weg durch Tyrol dahin) eine auffallende Probe. Er hatte nähmlich in Cassel Bekanntschaft mit einer verbuhlten und ränkevollen Französischen Schauspielerinn gemacht, und diese während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in dieser Stadt unterhalten. Ich habe oben erzählt, daß seine Hofleute, so bald sie merk-

ten, daß er sich dergleichen Ausschweifungen ergäbe, ihm allen Vorschub dazu leisteten; unter diesen Kupplern und Gelegenheitsmachern war aber keiner so geschäftig, als der erste Cammerjunker Sr. Hoheit, welcher Stilky hieß. Dieser Mensch machte mir unerhört viel Kummer; er war unerschöpflich an Ränken und Niederträchtigkeiten, und der Einzige, der sich durch schändliche Gefälligkeit dem Prinzen nothwendig zu machen verstand.

Als wir Cassel verließen hatte Stilky die Veranstaltung getroffen, daß die Französische Schauspielerinn uns nachreisen mußte. Es befremdete mich ein wenig, in Frankfurth am Mayn und nachher in Mannheim im Schauspiele und an andern öffentlichen Oertern ein Frauenzimmer-Gesicht wahrzunehmen, das ich schon öfter gesehen zu haben glaubte; allein ich dachte nicht weiter daran, bis ich dieselbe Person wiederum in München, in der Oper und zwar mit Sr. Hoheit im Gespräch begriffen fand. Da merkte ich nun wohl, daß dieß Zusammentreffen nicht von ungefähr kam. Der Prinz schlich oft gegen Abend, allein von Stilky begleitet, aus, und kam dann erst gegen die Morgen-Dämmerung wieder zu Hause. Es wurden mir von den

Oertern

Oertern her, durch welche wir gereiset waren, Wechsel, die der Prinz ausgestellt hatte, zur Zahlung vorgelegt, ohne daß ich deutlich sah, wozu er diese Summen angewendet haben konnte. — Das alles war mir sehr unangenehm; aber was sollte ich thun? Vorstellungen halfen nicht; er war kein Knabe mehr, gegen den ich heftigere Mittel hätte anwenden, ihn etwa einsperren können; am Ende war es auch wohl für seine Gesundheit wenigstens besser, wenn er doch nun ein Mahl ausschweifen wollte und mußte, daß er sich an ein einziges Frauenzimmer hing, als wenn er aus einem berüchtigten Hause in das andere gelaufen wäre. Wenn wir Europa verlassen, dachte ich, so wird doch die Dame zurück bleiben müssen, und habe ich den Prinzen erst in Gondar abgeliefert, dann mögen Andre die Sorge übernehmen, auf seine Schritte Acht zu geben!

Allein, wie soll ich mein Erstaunen schildern, als er in Venedig in mein Zimmer trat, und mit einem hohen, befehlenden Ton und Blicke mir ankündigte, daß ich dafür sorgen müßte, eine Dame, welche ihn nach Abyssinien begleiten würde, nebst ihren Domestiken mit an Bort zu nehmen, und ihnen alle Gemächlichkeiten zu verschaffen? Jetzt glaubte ich reden zu müssen, und

ich that das mit Nachdruck. Von ernsten Vorstellungen und männlichen Weigerungen ließ ich mich zu den dringendsten, flehentlichsten Bitten herab — alles umsonst! Ich mischte Spott und Satyre hinein, suchte seine Eitelkeit rege zu machen, ihm vorzumahlen, wie schimpflich es für einen Fürsten sey, sich in den Fesseln einer feilen Dirne zu schmiegen — alles vergebens! Endlich erklärte er mir mit dem frechsten Ungestüm, daß die Zeiten vorüber wären, wo ich ihn hätte als ein Kind behandeln dürfen, und daß, wenn Einer von uns beiden, die Französinn oder ich, in Europa bleiben müßte, die Reihe mich treffen würde.

Nun schwieg ich, aber ich warf einen Blick auf ihn, der ihn hätte erröthen machen müssen, wenn Africanische Fürsten erröthen könnten. — Die Buhlerinn wurde, nebst zwey Kammermädchen und zwey Livree-Bedienten, eingeschifft, und wir segelten mit günstigem Winde aus dem Golfo di Venezia ab.

Nie ist mir eine Reise unangenehmer, langweiliger gewesen, als diese Seereise von Venedig bis Alexandrien. Unser Schiff glich einem schwimmenden Bordelle. Vom frühen Morgen bis

bis in die späte Nacht wurden Bacchanale gefeyert, und die zügelloseste Frechheit herrschte in Reden und Handlungen. Soban's und Manim's Gesellschaft waren mein einziger Trost. Wir saßen, so oft wir konnten, in einer kleinen Cajüte, oder auf dem Verdecke zusammen, suchten zu vergessen, von was für Menschen wir umgeben waren, unterredeten uns mit einander, oder lasen, und hatten die Ehre, spottweise von der ausgelassenen Bande, die Philosophen genannt zu werden.

In Alexandrien fanden wir alles zu der Landreise durch Aegypten und Nubien in Bereitschaft. Mein Herr Vetter hatte dafür gesorgt; Kameele und Elephanten nebst allen Lebensbedürfnissen und einer zahlreichen Bedeckung hatten schon seit zwey Monathen auf uns gewartet; bey Abreise des Zugs hatte der alte Negus noch gelebt.

Hier nun theilte ich mit des Kronprinzen Erlaubniß die Caravane in zwey Theile. Die Wahrheit zu gestehen, so schämte ich mich, mit dem Gefolge dem Könige und dem Minister unter die Augen zu treten; ich wollte also voraus reisen und sie erst vorbereiten zu dem, was sie sehen

 wür-

würden. Mit mir reisete Sphay, der ein herzliches Verlangen hatte, Weib und Kind wieder zu sehen. Wir nahmen nur wenig Leute mit; Manim blieb, mit dem Reste der Suite, bey dem Prinzen, und führte den zweyten Zug. Wir kamen zu Anfange des Februars im Jahre 1771 in Gondar an; der Kronprinz hielt zehn Tage später seinen Einzug in der Residenz.

Neun=

Neuntes Kapitel.

Schilderung des Zustandes, in welchem der Verfasser den Hof von Gondar fand. Betragen des neuen Königs.

Sobald ich die Grenzen des Abyssinischen Reichs betrat, erfuhr ich, daß der gute alte König vor vier Wochen gestorben wäre. Nach allem, was ich von dem Kronprinzen und meinen Verhältnissen mit ihm gesagt habe, wird man leicht begreifen, daß diese Nachricht mich recht sehr niedergeschlagen machte. Ich trat in Gondar sogleich in dem Hause meines Herrn Vetters, in welchem, wie man weiß, auch ich wohnte, ab, und wurde von ihm, der mich längst sehnlich erwartet hatte, liebreich empfangen. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, legte er mir tausend Fragen über die Erwartungen vor, die man von dem neuen Monarchen hegen durfte, und ich hielt es für Pflicht, ihm offenherzig zu gestehen, wie wenig Glück ich dem Lande von dieser Veränderung versprechen könnte.

Complimente so gnädig annahm und so artig beantwortete; da erschallten aus allen Ecken die Ausrufungen: o! der gute Herr! der gnädige Herr! das ist ein Herr! wie wird nun das Land so glücklich seyn!

Es kostet die Fürsten sehr wenig, die Herzen des Pöbels zu ihrem Vortheile zu stimmen; das eingewurzelte Vorurtheil, daß diese Menschen-Classe aus Wesen höherer Art besteht, wirkt, daß man alles, was sie menschliches thun, für Herablassung erklärt. Durch diese sclavische Anbethung hat man wirklich den mehresten von ihnen so den Kopf verdreht, daß sie glauben, was Andre ihnen erwiesen, das wäre strenge Pflicht, was sie hingegen für Andre thäten, bloße willkührliche Gnade. Man sollte ihnen doch von Jugend auf sagen, daß Titus ein eitler Narr war, wenn er ausrief: der Tag sey verloren, an welchem er nicht eine gute Handlung begangen, eine Wohlthat erzeigt hätte. Das ist bey allen Menschen in der Welt der Fall, daß die Tage verloren sind, an welchen man nichts Gutes thut; aber bey Fürsten ist es keine Kunst, Wohlthaten zu erzeigen, denn sie nehmen die Mittel dazu aus fremden Geldbeuteln. Was sie geben, gehört nicht ihnen, sondern dem Staate; was man von ihnen

erbit-

erbittet; in so fern man es mit Gerechtigkeit von ihnen erbitten kann, ist nicht mehr und nicht weniger, als was man sich selbst geben oder nehmen würde, wenn man nicht darüber einig geworden wäre, einem gemeinschaftlichen Ausspender und Verwalter sich anzuvertrauen, und dieser hat Ursache dem Volke dafür zu danken, daß es ihm erlaubt, auf so wohlfeile Art Gutes zu thun, und Menschen froh zu machen, ohne daß es ihm etwas kostet. — Man verzeihe mir diese Ausschweifung! Das sind Wahrheiten, die man nicht oft genug sagen kann. — Kehren wir nun zu unserm neuen Könige zurück!

Jedermann war nun in Erwartung, wodurch der junge Negus den Antritt seiner Regierung bezeichnen würde. Die ersten Monathe verstrichen mit Feyerlichkeiten, Krönungen, Huldigungen, mit Ertheilung von Titeln, Orden, und Ausspendungen von Geschenken an allerley gute, schlechte und unbedeutende Menschen. Da Se. Majestät sich nicht gern mit Arbeiten abgaben, und mein Herr Vetter als ein fleissiger, der Geschäfte kundiger Mann bekannt war, dem Negus auch als Kronprinzen nie etwas zu Leide gethan hatte, so blieb es Anfangs mit ihm beym Alten, und er behielt seine Stellen und Würden. Was

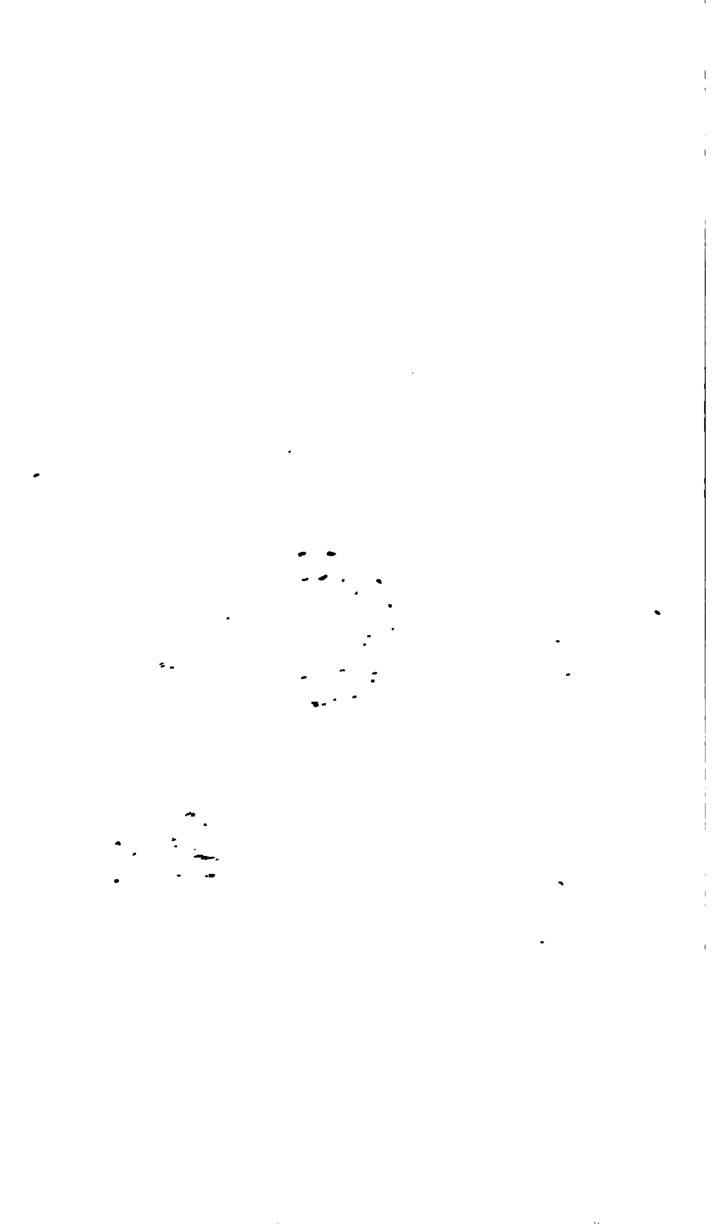
mich

mich betrifft, so hätte ich freylich eine Beförderung zu höheren Ehrenämtern erwarten können; denn es hatte mir der alte Negus dergleichen versprochen, wenn ich den Prinzen glücklich zurück brächte. Allein man weiß ja, wie wenig ich mich bey dem jungen Herrn und seinen Günstlingen eingeschmeichelt hatte; ich blieb also, was ich war; Balomaal, und konnte froh seyn, daß ich nicht verabschiedet würde. Einige schiefe Gesichter, die ich zuweilen bekam, und je ein Mahl einen matten Spott über langweilige Philosophen abgerechnet, ging mir's also nicht schlimm. Mánim wurde Finanz-Rath, Soban aber erhielt eine Pension und die Erlaubniß, oder vielmehr den Wink, mit seiner Familie nach Sire zu ziehen, woher er gebürtig war. Sein Hofnarren-Amt würde ihm den Freybrief gegeben haben, ungestraft derbe Wahrheiten zu sagen, und die hatte man nicht Lust zu hören.

Der neue König wurde nun mit Bitten und Klagen aller Art bestürmt, wie denn bey solchen Regierungs-Veränderungen alles Alte wieder aufgerührt zu werden pflegt, und nun Jeder das durchsetzen zu können hofft, was ihm bis jetzt nicht hat glücken wollen. Die mehrsten dieser Bittschriften wurden dem Minister zur Prüfung

und


VI.
II. Th. S. 109



und um das Nöthige zu verfügen, von Sr. Majestät übergeben, und dieß gab meinem Herrn Vetter wirklich Gelegenheit, manche nützliche Abänderung zu machen, wovon der alte Negus, aus einem kleinen Eigensinne, oder irgend einem Vorurtheile, nichts hatte hören wollen. Die Räthe in allen Departements suchten sich angenehm zu machen, und kamen mit nützlichen Vorschlägen, die zum Theil ausgeführt wurden. Wo irgend in Geschäften Schläfrigkeit eingeschlichen war und Sachen liegen geblieben waren, da trat nun neue Thätigkeit ein. — Die Ehre von diesem Allen fiel auf den jungen König, und da hieß es wieder: Sehet! das ist ein Herr! der sorgt für sein Land!

Es war unter der vorigen Regierung den Unterthanen eine gewisse Auflage zugemuthet worden, die ein wenig drückend für einige Classen der Bürger schien. Die Summen waren zum Theil nicht einzutreiben gewesen, aber immer in den Rechnungen liquidirt worden. Man legte dem neuen Könige ein langes Verzeichniß dieser inexigibeln Posten vor, und Se. Majestät hatten die hohe Gnade, zu befehlen, daß ein Strich dadurch gemacht werden sollte — Sie schenkten den Unterthanen, was doch nie zu erlangen

war

war — und alle Zeitungen posaunten, es habe der huldreiche Monarch dem Lande einen großen Theil der rückständigen Abgaben erlassen.

Weiter fiel in dem ersten halben Jahre eben nichts Neues vor; nun schwiegen nach und nach die Stimmen der Lobredner; mancher hatte auch nicht erlangt, was er gehofft und erbeten hatte; da fing man denn an, Se. Majestät mit kälterm Blute in der Nähe zu beobachten, und wir werden künftig hören, was man bemerkte.

Zehntes Kapitel.

Nachricht von den Fortschritten, welche indeß die Aufklärung in Abyssinien gemacht hatte.

Es ist Zeit, daß wir nun sehen, wie weit das edle Aufklärungsgeschäft in Abyssinien bis zu der Thronbesteigung des neuen Königs vorgerückt war.

Wir haben gehört, daß der gute alte Negus sehr ernstlich darauf bedacht war, Wissenschaften und Künste in seinem Lande blühen zu machen; daß er dabey dem Rathe meines Herrn Vetters folgte, und alles auf Europäischen Fuß einzurichten sich bestrebte. Die Universität in Abova kam bald in großen Flor; die von mir nach Abyssinien spedierten Gelehrten und Künstler suchten, jeder in seiner Art, sich Ruhm, Anhang, Schüler und Zöglinge zu verschaffen. Wo sie in den niedern Ständen einen Knaben entdeckten, in dem ein Funken eines höhern Genius loderte, da zogen sie, wie sie das nannten, das verborgne Talent aus dem Staube hervor; der Bauer-Junge lief vom Pfluge weg, und setzte sich an

den

den Schreibtisch, oder hinter die Staffeley, und der Gärtner warf das Grabscheit in die Ecke, um die Geige zur Hand zu nehmen; der Schuster machte Verse und beschmutzte seine Dichter-Werkzeuge nicht mehr mit garstigem Pechdrahte; Academien der bildenden Künste wurden gestiftet, Preise ausgetheilt, und der alte Negus freuete sich herzlich, in Prosa und Versen als ein zweyter August geschildert zu werden, und von einheimischen Künstlern hundert Mahl sein Antlitz auf Leinwand getragen und in Marmor gehauen zu sehen.

Die schönen Künste haben etwas sehr Verführerisches; bald wurde im ganzen Reiche in allen Ecken gepinselt, gefiddelt, geleyert, gedichtet, und wer auch über diese angenehmen Zeitvertreibe nicht jede bürgerliche und häusliche Beschäftigung aufgab, der theilte doch seine Zeit zwischen nützlicher Thätigkeit und dem Umgange mit den gefälligen Musen. Man fing an einzusehen, daß es zu einer guten Erziehung gehörte, nicht fremd in den schönen Künsten zu seyn, sich angenehme Talente zu erwerben; die jungen Mädchen ließen die einförmige Spindel ruhen, und sangen und spielten süße Abyssinische Lieder.

Man

Man weiß, welchen Einfluß Poesie und Musik auf das Herz und die Sitten haben; auch in Abyssinien wurde dieser Einfluß sichtbar. Süßes Schmachten und zärtliche Sehnsucht schwammen nun in den Blicken der cultivirtern Bürger-Töchter; nun erst sahen sie, welch ein liebliches, holdes Gesicht der bescheidne Mond hätte, und wie traulich er auf sie herab lächelte, wenn sie der langweiligen Spinnstube entschlichen und Arm in Arm mit den Nachbars-Söhnen in dem stillen Garten umher schlenderten. Der kleine, lose Liebesgott nützte diese glücklichen Stimmungen; der Schalk war aller Orten, und ließ den bedächtlichern Hymen zu Hause. Man kam zurück von den altväterischen Begriffen von übertriebner Sittsamkeit und Keuschheit. — Sich des Lebens zu freuen, zu genießen, hier, wo so reiche Fülle ist; die schöne Jugend nicht zu verträumen und eine Hand voll kurzer Jahre nicht mit ernsthaften Grillen zu verderben — das war die bessere Philosophie, welche jetzt die weiser gewordnen, aufgeklärten, gebildeten Abyssinier studierten und in Ausübung brachten.

Die Großen des Hofs, und überhaupt die Edelleute, die Affen des Monarchen, die ehemahls sich's fast zu einer Ehre rechneten, nicht

lesen und schreiben zu können, affectirten nun, wie Er, Beschützer der Gelehrten und Künstler zu seyn; Landjunker forderten von einem Manne, den sie als Verwalter annehmen wollten, daß er auch ein Bißchen Baßgeige spielen mußte, schickten ein Fuder Korn in die Stadt, und gaben ihrem Advocaten Auftrag, für das daraus zu lösende Geld Bücher für ihre Weiber und Töchter zu kaufen, die nun auch anfingen von Wonne und Lebensgenuß und Mondenschein zu reden, Cicisbei zu halten, und Romane zu spielen.

Als die Leute merkten, daß der Stand eines Gelehrten und Künstlers in Abyssinien in Ansehen kam, und etwas dabey zu gewinnen war, da wollte nun jedermann studieren; der Schneider schämte sich seiner Nadel, und schickte seinen Tölpel von Jungen in die Stadt-Schule, um einst die Ehre zu haben, ihn einen Degen tragen zu sehen, und der Bauer verkaufte einen Theil seines Erbguts, um seinen Knaben nach Adova zu senden, damit dort in den gelehrten Treibhäusern die Keime des Genius aus seiner bäurischen Natur hervor gejagt würden.

Die Folgen von diesem allgemeinen Drange zur so genannten Gelehrsamkeit wurden nach zehn Jahren, ja! schon, als ich nach Abyssinien zurück

kam,

kam, sehr sichtbar. Man wird sich hierüber um so weniger wundern, wenn man sich erinnert, daß ich im eilften und zwölften Kapitel des ersten Theils dieses Buchs erzählt habe, wie weit es damit schon gekommen war, ehe wir Deutsche in Abyssinien unser Wesen trieben. Die nützlichsten Stände im Staate, die erwerbenden Classen der Bürger, kamen in Verachtung und Abnahme und die glänzendere, verzehrende Classe in Flor. Da jetzt auch sehr viel mittelmäßige und schiefe Köpfe sich in die Studien warfen, so verlor man nach und nach die Idee, daß ein Mann, der sich einen Gelehrten nennte, gründliche Kenntnisse in seinem Fache haben müßte; und so erndtete denn oft der unwissende Schwätzer und Windbeutel den Preis ein, zog die Vortheile, die dem wahren Verdienste gebührten. Die Menge der jungen Gelehrten, die sich zu den öffentlichen Aemtern drängten, war so groß, daß, um auf der Versorgungsliste in die Reihe zu kommen, man früher anfangen mußte, als der Verstand reif war, und ein Vater, um noch in seinem Alter die Freude zu erleben, seinen Sohn in einer Bedienung zu sehen, sich gezwungen sah, ihn ohne Vorkenntnisse auf Universitäten zu schicken, und beynahe eben so unwissend von da zurück in ein Amt zu rufen. Daraus entstand dann eine

stillschweigende Convention, keine gründliche Kenntniß in einzelnen Fächern zu fordern, sich mit oberflächlichem Wortkram zu begnügen; aber dagegen auch in allen Zweigen der Gelehrsamkeit herum zu pfuschen. — Doch, ich habe ja schon den grösten Theil dieser Verkehrtheiten beschrieben, als ich von dem Zustande der Wissenschaften bey meiner ersten Ankunft in Gondar redete, und füge also nur hinzu, daß dieß alles im höchsten Grade zugenommen hatte, seitdem die Regierung die so genannten Gelehrten und Künstler vorzüglich zu unterstützen, Aufklärung zu befördern, Academien, Buchdruckereyen und Buchläden anzulegen und Preßfreyheit einzuführen anfing.

Nun wetteiferten die Bücherschreiber in Abyssinien mit einander um den Preis, wer die gröste Menge von Geistes-Producten liefern könnte, um die Wuth aller Stände, nach täglich neuer Lectur, zu stillen. Man kann sich wohl einbilden, was für Zeug dann zum Vorschein kam; allein die unbeschreibliche Veränderlichkeit der literarischen Moden, die eine sichere Folge des Mangels an gründlichen Kenntnissen und an echtem Geschmacke ist, bewirkte gewisse Perioden, wovon ich doch einige nahmhaft machen will.

Am fruchtbarsten waren die Romanschreiber. Anfangs nannte man einen Roman ein Buch, in welchem die Sitten guter und böser Menschen aus verschiednen Ständen, so, wie sie in der wirklichen Welt beschaffen zu seyn pflegen, durch Erzählung und lebhafte Darstellung ihres Betragens, in erdichteten, aber wahrscheinlichen, doch nicht immer alltäglichen Begebenheiten, zum Beyspiele, zur Warnung und überhaupt zu Vermehrung der Menschenkenntniß, geschildert wurden. — Und so war dann ein Roman ein nützliches Buch für junge Leute, die in die große Welt treten wollten, und noch unbekannt waren in dem, was die Menschen, mit allen ihren Leidenschaften und Thorheiten, in derselben treiben, wirken, wünschen und begehren. Allein bald waren ihnen die gewöhnlichen, wirklichen oder möglichen Begebenheiten zu gemein, und die mit Wahrheit dargestellten Menschen zu alltäglich. Da schafften die Herren Romanschreiber für ihr Publicum eine neue Welt, arbeiteten ins Wunderbare hinein, stellten Ideale von Menschen dar, wie sie nun freylich der Schöpfer nicht zu liefern im Stande ist, und ließen ihre Helden die unerwartetsten, unerhörtesten Schicksale, Freuden und Leiden erleben. Nun wurde die Phantasie der Jünglinge und Mädchen hoch über die gewöhn-

liche Welt hinaus erhoben; nun war alles, was sie umgab, ihnen zuwider; alles ekelte sie an; der gemeine Gang der Dinge war nichts für sie. Ein Mädchen hielt sich für verloren, wenn sie, ohne vorhergegangne Entführung, mit Beystimmung ihrer braven Aeltern, einem ehrlichen Kerl die Hand als Gattinn reichen sollte, und ein Jüngling, in dem der Geist der Aventüre in Brand gerieth, lief ohne bestimme Ursache in die weite Welt hinein, um zu sehen, was die wohlthätigen Feen da für ihn thun würden.

Als die Ideale, welche auf diese Weise den jungen Leuten in den Kopf gesetzt waren, sich nirgends realisirt finden wollten, da ging das Winseln über die erbärmliche Alltagswelt los. — So nannte man die Welt, welche der Schöpfer selbst recht gut fand, als er sie fertig hatte! Nun schrieben die Herren Büchermacher nur klägliche, rührende Geschichten; alles jammerte, empfindelte, seufzte. Diese empfindsame Periode griff dann die Nerven gewaltig an; jedermann klagte über Kränklichkeit und Vapeurs, beschwor seinen Freund, ihm einen Dolch in das Herz zu stoßen, um dem Leben voll Jammers ein Ende zu machen, und beschwor die Sterne, mitleidig auf das Elend dieses Erdenlebens herab zu blicken.

Aber

Aber bald erwachte der Geist andrer Schriftsteller voll Drang und Kraft. Diese sprachen der Jugend Muth ein, ermunterten sie, nicht zu verzweifeln, sondern das Uebel mit der Wurzel auszureissen. Die leidigen Conventionen und Regeln und Moralien — das waren die Fesseln, in denen die freye Menschheit seufzte, und die man brechen mußte. — Fort also mit dem Zwange, den so genannter Anstand, unnatürliche Gesetze, eingebildete Regeln auflegen! Dem Herzen, der Natur, den innern Trieben gefolgt und umgestürzt, was dem Genusse, für welchen wir geschaffen sind, und der Entwicklung größerer Kraft entgegen ist! — Das war die Parole, mit welcher nun das Reich des Geniewesens anfing. Nun trotzte der Jüngling kühn den langweiligen Vorschriften des Sittenpredigers, warf das Joch des bürgerlichen Zwanges und der feinern Lebensart weg, ließ die Haare um den Kopf hängen, nahm seinen Knotenstock in die Hand und ging, wohin ihn zu gehen gelüstete, wäre es auch in das Ehebette seines Bruders und Freundes gewesen. Er folgte seinen Trieben, und die Schriftsteller bewiesen ihm, daß kein Mensch anders handeln könne, als er handelt, daß oft der, welchen die ganze Welt für einen Bösewicht, Verwüster und Zerstörer der öffent-

lichen Ruhe gehalten hätte, ein grösserer Mann gewesen, als der hochgepriesene Wohlthäter des Menschengeschlechts; und daß alles gut und groß sey, wozu Kraft gehörte. Vergebens suchten einige ernsthafte Männer zu beweisen, daß Auflodern nicht erwärmendes Feuer, Stoß nicht Kraft genannt werden dürfe; daß wahre Kraft und Festigkeit und Muth im Ausdauern, in consequentem, regelmäßigem, bestimmtem Fortrücken, zu reinen verständigen Zwecken besteht. — Man spottete der Pedanten und rasete darauf los. Auch in den Wissenschaften und Künsten warf man alle Regeln zur Seite und verschrie die Vorschriften, welche aus der Natur geschöpft waren, als schändliche Fesseln des höhern Genies.

Diese Periode erhielt sich bis zu der größern Revolution, wovon ich in der Folge reden werde, und schien auch in der That äußerst passend für die Abyssinier, wie sie jetzt waren. Weichlichen, verzärtelten Menschen, mit äußerst reitzbaren Nerven und dabey gewöhnt an Ueppigkeit und Wohlleben und sinnlichen Kitzel, deren Phantasie immer mit der gesunden Vernunft davon lief, und die dabey jede dauernde Anstrengung flohen; solchen Menschen war freylich ein System willkommen, nach welchem ihre Ausschweifungen gerecht-

rechtfertigt wurden, ihre Fieber-Wuth für Kraft, ihre Unverschämtheit und Regellosigkeit für angeborne natürliche Freyheit und ihr polyhistorisches Geschwätz für Gelehrsamkeit galt.

Es ist nun Zeit, auch zu sagen, wie sich die Priester hiebey betrugen. Aus der neuern Geschichte von Abyssinien, die ich im ersten Theile dieses Buchs vorgetragen habe, wird man sich noch erinnern, daß das Ansehen der Geistlichkeit und der edeln Orthodoxie unter der Regierung des zuletzt verstorbnen Negus nicht eben sehr groß war. Als nun die Aufklärung so mächtige Fortschritte machte, man allen Zwang abschüttelte, und eine gewisse Kühnheit in Grundsätzen und Handlungen allgemein wurde; da kam denn auch die Reihe an das Kirchen-System. Die Zeiten waren vorbey, wo man sich mit unnützen Grübeleyen über Glaubenslehren abgab; aber auch die Zeiten waren vorbey, wo man sich von dem Priesterstande vorschreiben ließ, was man glauben und denken sollte. Jetzt, da es auf alle Weise, wegen des unangenehmen Gedränges, in welches zuweilen die jetzige Moralität mit dem Religions-Systeme kam, bequemer war, auch dieses wegzuwerfen, machte man dazu Anstalt. Allein es war dem Genius des Zeitalters zuwider,

dieß mit einigem Forschungsgeiste zu unternehmen; leichter war es, auch in diesem Fache, wie in allen übrigen, mit Spott und Persifflage das anzugreifen, was zu mühsam mit Gründen zu bekämpfen war, und da der alte Negus die Pfaffen nicht schätzte, und selbst immer aufgeklärter und toleranter wurde, so mußten die geistlichen Herren dieß wohl geschehen lassen. Um jedoch nicht allen Einfluß zu verlieren, dreheten die Feinsten unter ihnen den Mantel nach dem Winde, fingen selbst an, Duldung zu predigen und die Glaubenslehren nach Zeit und Umständen zu modificiren. — Wie consequent dieß gehandelt war, und ob nicht die wenigen eifrigen Zeloten weiser handelten, die auch nicht Ein Tittelchen ausgelöscht haben wollten, und, in Erwartung besserer Zeiten, nicht aufhörten die Kanzel zu pauken, den Unglauben zu anathematisiren, Verderben und Untergang zu prophezeyen und mit Feuer vom Himmel zu drohen — das überlasse ich dem geneigten Leser zu entscheiden.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Ich habe eben gesagt, daß der alte Negus täglich toleranter und aufgeklärter geworden wäre; doch darf ich nicht behaupten, diese Vervollkommnung sey das Werk eines tiefen, reiflichen Nachdenkens über dergleichen Gegenstände gewesen; vielmehr riß ihn der allgemeine Strom des Lichts unmerklich mit sich fort. Wir haben gehört, daß er eine Bücher-Censur errichtet hatte; diese wurde freylich nicht aufgehoben; aber das konnte er doch nicht ändern, daß die Censoren selbst allmählich anfingen, die Grundsätze ihres Zeitalters anzunehmen. Nach und nach starben denn auch die alten, ungeschmeidigen Männer und junge, freyer denkende kamen, in diesem Departement, an das Ruder. Man wird immer weniger empört durch kühne Sätze, je öfter man sie hört, und zuletzt kommen sie in allgemeinen Cours und erhalten durch vieljährigen Besitz die Rechte der Wahrheit. Dieß haben diejenigen wohl gewußt, welche den Menschen

schen Thorheiten und Irrthümer aufheften woll- ten. Sie haben so lange dieselben Fratzen ge- predigt, gesungen, geschrieben, gemahlt, bis zu- letzt kein Mensch mehr das Herz hatte, sich sel- ber zu fragen, ob auch wohl ein gesunder Be- griff in dem allen liege; und beobachten wir mit philosophischem Auge, auf welche Weise, mitten in aufgeklärten Zeiten, gewisse Betrüger sich großen Anhang zu verschaffen wissen; so werden wir finden, worauf die Kunst dieser Leute be- ruht; sie wissen, daß wenn sie nur nicht müde werden, den Unsinn zu behaupten, der Anfangs verlacht, nachher übersehen, dann geduldet, hier- auf vertheidigt wird, und endlich Märtyrer fin- det, sie doch zuletzt ihren Zweck erreichen; und daß, wenn es erst so weit ist, dann wenig Leute den Muth haben, sich allgemeinen Meinungen zu wiedersetzen. Diese Bemerkung könnten sich, wie ich glaube, diejenigen zu Nutzen machen, welchen es darum zu thun ist, edle, große und nützliche Wahrheiten auszubreiten. Noch ein Mahl! Das ganze Geheimniß, um alles in der Welt durchzusetzen, beruht in diesen vier Wor- ten; nicht müde zu werden.

Bey dieser kleinen Ausschweifung habe ich nur die Absicht gehabt, begreiflich zu machen,

wie

wie es zuging, daß die Aufklärung in Abyssinien so schnelle Fortschritte machte. In der That brachte man kurz vor dem Tode des alten Negus, in öffentlichen gemischten Gesellschaften, an Tafel und sonst gesprächsweise Sätze vor, die man zehn Jahre früher kaum würde zu denken gewagt haben; und die Großen des Hofs, ja der Monarch selbst, glaubten jetzt schon den Ruf vorurtheilfreyer Beförderer der Aufklärung auf das Spiel zu setzen, wenn sie, so ungern sie auch manches hörten, die natürliche Befugniß der Leute, über alles ihre Meinung zu sagen, einschränkten. Es schlich sich also unvermerkt eine gänzliche Denk- und Preß-Freyheit ein, von welcher denn auch, wie von allen guten Dingen in der Welt, vielfältig Mißbrauch gemacht, und weder die häusliche Ruhe der Bürger, noch die wohlthätigen Vorurtheile der Schwächern, noch der Ruf der Edlern, noch das Vertrauen der Freundschaft, noch das Familien-Geheimniß — kurz nichts geschont, sondern alles an das Tageslicht gezogen, beurtheilt, verdächtig gemacht, angegriffen, verspottet und ohne Ersatz vertilgt wurde.

Unmittelbar aber traf diese Folge auch den ersten Beförderer der Aufklär[illegible], den König selber. Das Licht, welches er angezündet hatte, leuch-

leuchtete weiter, als seine Absicht gewesen war. Nachdem man lange genug frey und kühn über Moral, Religion und Privat-Verhältnisse geredet und geschrieben hatte, fing man auch an, eben so ungezwungen über Menschen- und Völker-Rechte, über Fürsten-Ansprüche und Befugnisse, über Sclaverey und Freyheit zu raisonniren.

So standen die Sachen, als meine Deutschen Philosophen und Pädagogen nach Abyssinien kamen. Diese, besonders die letztern, hätten nun viel dazu beytragen können, alles in ein vernünftiges Geleise zu bringen. Unglücklicher Weise aber thaten sie das Gegentheil. Ich habe immer geglaubt, daß sich über Erziehung keine allgemeine Regeln geben ließen, sondern daß sich diese nach Zeit und Umständen richten müßten, weil doch ihr Hauptzweck ist, Menschen zu bilden, die in ihr Zeitalter passen, und als nützliche Bürger zu Ihrer und ihrer Mitbürger Vervollkommnung und Glückseligkeit alles mögliche beytragen sollen. In einer Periode also, in welcher die Abyssinier ausschweifende Begriffe von Freyheit und Zwanglosigkeit hatten, jede ernsthafte Anstrengung scheueten, sehr vorlaut und egoistisch waren, alle Conventionen und alle Rücksichten auf Stand, Alter und Erfahrung

ver-

verachteten und, über ihren Gesichtskreis hinaus, über alles im Himmel und auf Erden raisonnirten, schien es der Klugheit gemäß, die Jugend an mehr Ordnung, Pünctlichkeit, Gehorsam, Bescheidenheit, Mißtrauen in eigne Fähigkeiten, emsigen Fleiß, Ueberwindung von Schwierigkeiten und Aufopferung zum allgemeinen Besten zu gewöhnen; allein daran dachten leider meine Pädagogen nicht. Sie ermunterten vielmehr in den Knaben den übel verstandnen Freyheitssinn, declamirten gegen Pedanterie, Autorität, Sclaverey und Despotismus und erzogen die jungen Leute so, daß sie sich hernach durchaus nicht in den Zwang des bürgerlichen Lebens fügen wollten, und die frohen, im Spielen hingetändelten Stunden, welche sie in den Erziehungs-Instituten genossen, nachher durch manche unbehagliche bittre büßen mußten, folglich die Summe der unzufriednen, unruhigen Bürger vermehrten.

Noch etwas verstärkte diese allgemeine Gährung, und das waren die geheimen Verbindungen, wovon ich doch auch noch ein Wort sagen muß. Nachdem die Abyssinier in allen Gebiethen wissenschaftlicher Kenntnisse herum geirrt waren, und über alles nachgedacht zu haben glaubten, was den Menschen wichtig seyn kann, fanden

sie,

sie, was man auf der letzten Seite jedes Systems findet, daß unser Wissen und Wollen und Wirken Stückwerk, unvollkommen und dunkel bleibt. In diesen Grenzen irdischer Weisheit und Thätigkeit aber sich einpfählen zu lassen, das dünkte Menschen von so reizbaren Nerven, schwärmender Phantasie und unruhigem Thätigkeitstriebe, zu gemein; weil indessen ihre Begriffe nicht gehörig geordnet, sondern verwirrt und schwankend waren; so nährten sie unaufhörlich heimliche Wünsche und dunkle Ahndungen. Hie und da theilten sich Menschen, in denen dieß kochte und wurmte, solche Empfindungen mit, und freueten sich, wenn sie sahen, daß sie einander verstanden, oder zu verstehen glauben durften, obgleich sie nicht im Stande waren, mit Worten deutlich zu machen, was sie eigentlich wollten und suchten. Sie wurden aber über gewissen Hieroglyphen, Zeichen und Phrasen einig, wodurch sie in einander ihre dunkle Ideen wieder erwecken konnten und der Gedanke, daß dieß nun eine Sprache war, die nicht Jeder verstand, hatte etwas angenehmes, kitzelndes. Bald hielten sie diese neue Typen für wirkliche neue Sachen, für neu erfundene Wahrheiten, täuschten sich selbst, sprachen von ihren geheimen Kenntnissen, nahmen andre in diesen Bund

auf,

auf, welche auch diese Bilder lernten, einen Sinn damit zu verbinden glaubten, aber eigentlich nichts bestimmtes darüber zu sagen wußten, als daß sich so etwas mit gemeinen Worten gar nicht ausdrücken ließe. Der gemeinschaftliche Besitz eines Geheimnisses bindet die Bewahrer desselben enge zusammen, und in einem Zeitalter, wo alle natürliche Bande locker geworden sind, und den Menschen zu alltäglich und langweilig vorkommen, erweckt eine neue Art von Verhältniß, das gar nicht auf den gewöhnlichen Conventionen beruht, den doch zur Geselligkeit geschaffenen Menschen zu neuer Wärme für seine Nebenmenschen. Er vergißt dann, daß er dieß Glück auf eine viel natürlichere Weise finden könnte, schimpft auf die Mängel der bürgerlichen Einrichtungen, ohne Vorschläge zu ihrer Verbesserung zu thun, und schafft sich neue Verbindungen, die noch größere Mängel, aber den Reiz der Neuheit und das Verdienst haben, daß er selbst ihr Schöpfer ist. Dieß alles wohl überlegt; so darf man sich darüber nicht wundern, daß in kurzer Zeit die Wuth zu geheimen Bündnissen in Abyssinien sehr hoch stieg, und daß deren eine Menge von allerley Art errichtet wurde.

So lange die ersten Stifter noch lebten, verband man doch einigen dunkeln Sinn mit der

Bilder-Sprache und den mystischen Gebräuchen dieser Gesellschaften; nachher fing man an, sich nicht viel um die Deutung zu bekümmern, sondern hielt sich an die geselligen Zwecke; als aber die Gährung in den Köpfen und Gemüthern der Abyssinier unter allen Ständen so allgemein wurde, und Aufklärer, Reformatoren und Aufrührer von vielfacher Art im Volke hervor traten, und sich Parteyen zu machen suchten, da nützten diese Menschen, zu guten und bösen Zwecken, den Schleyer und das Vehiculum geheimer Verbindungen, und weil die Hieroglyphen und Gebräuche alle mögliche Auslegungen litten, so war dieß ein herrliches Mittel, jedes System darauf zu bauen. Noch konnten solche Verbindungen an Ehrwürdigkeit viel gewinnen, wenn man ihnen ein hohes Alterthum andichtete; zum Glück war auch dazu Rath zu schaffen. Man untersuchte die Pyramiden und Obelisken in Aegypten, (die, im Vorbeygehen zu sagen, der übrigens gelehrte Herr Professor Witte kürzlich für vulcanische Producte und die innere Einrichtung der Zimmer rc. für Arbeiten gewisser Schnecken erklärt hat) und fand mit Freuden, daß darauf, so wie auf den Ruinen der Stadt Axum, Figuren eingegraben waren, die mit den Hieroglyphen der geheimen Verbindungen sehr viel Aehnlichkeiten hatten; und

da

da war denn bald eine zusammenhängende Geschichte der verborgnen Weisheit heraus buchstabirt, die jede Partey zum Vortheile ihrer Lehre auslegte, und die übrigen Practicanten verketzerte. Schwärmer und Betrüger aller Art, Geisterseher, Goldmacher, Diebe, politische Reformatoren, Stifter neuer Religions-Secten — alle hingen dieß Gewand um, und setzten phantastische Menschen, schwache Denker und unruhige Köpfe in Bewegung, lockten sie von nützlicher Thätigkeit ab, und erfüllten sie mit Reformations-Geiste. — Doch, ich habe schon zu viel von diesen Armseligkeiten gesagt; wir werden bald hören, was am Ende aus dieser allgemeinen Gährung entstand.

Zwölftes Kapitel.

Nachricht von dem, was in den ersten Regierungsjahren des neuen Landesvaters vorging.

Wir haben am Ende des neunten Kapitels gehört, daß die abgöttische Verehrung, welche man in den ersten Monathen der neuen Regierung dem jungen Könige erwiesen hatte, nach und nach der kältern Ueberlegung wich. Und diese kältere Ueberlegung lehrte die Abyssinier bald, wie viel sie bey der Veränderung gewonnen oder verloren hatten. Kaum war der erste Taumel der Feyerlichkeiten vorüber, und der Gang der Geschäfte wieder in die gewöhnliche Ordnung gekommen, als der junge Despot sich durch einige willkührliche Verordnungen ankündigte, die jedermann furchtsam und muthlos machten. Er führte das Kniebeugen und das alte sclavische Ceremoniel wieder ein, beschränkte die Freyheit der Presse, verstattete nicht mehr jedem aus dem Volke freyen Zutritt zu seiner Person, sondern schloß sich mit seiner Französischen Buhlerinn und

und seinen Lieblingen in dem Pallaste ein, lebte dort in Völlerey und Unthätigkeit, erschien dann nur Ein Mahl in der Woche, und zwar, nach alter Abyssinischer Weise, verhüllt, von Trabanten umgeben, in dem Zirkel seiner verachtungswerthen Günstlinge, wovon die Niederträchtigsten in alle Departements eingeschoben, den verdienstvollen Männer vor und an die Seite gesetzt, und zu Geschäften gebraucht wurden, wovon sie nichts verstanden. Diese machten dann den Negus mißtrauisch gegen seine treuesten Diener, welche er nicht mehr hörte, nicht mehr um Rath fragte, sondern sie kalt und rauh behandelte. Es wurden Einrichtungen gemacht, die nicht in die Landes-Verfassung paßten, alle natürliche Freyheit einschränkten und sehr drückend für die Unterthanen waren. Er nahm keine Gegenvorstellungen an; sein Wink war strenger Befehl; sein Wille die Ursache; die geringste Weigerung, oder auch nur ein bescheidner Einwurf, war hinreichend, den würdigsten Mann um Bedienung und Freyheit zu bringen. Es schlichen Ausspäher, Auflaurer und Horcher in allen öffentlichen und Privathäusern herum, und sammelten jedes Wort auf, das einem Manne in guter oder böser Laune entwischte. Dann wurde auf ein Mahl ein sorgloser, unschädlicher Mann durch Wache des Nachts

aus seinem Bette gehohlt und, ohne öffentlichen Proceß, seiner Bedienungen entsetzt, oder eingekerkert, oder des Landes verwiesen, oder verschwand, ohne daß man wußte, wohin. Zuweilen wurde bey Todesstrafe verbothen, von gewissen Dingen, oder von gewissen Personen zu reden. Gab jemand ein Mahl seinen Freunden ein fröhliches Mahl, oder vergnügte sich in seinem Hause mit Musik und Tanz, oder kaufte sich ein schönes Cameel, so wurde dieß dem Negus hinterbracht. Es hieß, dem Manne sey zu wohl, und es wurde ihm ein Theil seines Gehalts genommen. Allgemeine Muthlosigkeit herrschte nun, niemand trauete dem Andern; Geselligkeit, heitre Laune und Gastfreundschaft verschwanden, und wer einen guten Bissen essen wollte, verschloß sich in sein Cabinet.

Desto üppiger und wollüstiger aber lebte das Kebsweib des Negus mit seinem Anhange. Palläste und Lustschlösser wurden für diese mit ungeheuren Kosten erbauet, oder gekauft, oder den Eigenthümern abgenöthigt, und nichts glich der Pracht, die in ihrem Putze und Hausrathe herrschte. Unersättlich waren die Begierden des abscheulichen Weibes, in dessen räuberischen Händen Glück und Unglück von Millionen edler Menschen

schen lag. Nun gab es kein andres Mittel, als diesen Götzen anzubeten und ihm Geschenke zu bringen, wenn man etwas erlangen wollte. Ihr Vorzimmer wimmelte von den Großen des Reichs, denen sie mit Uebermuth und Spott begegnete; Generale mußten ihr den Fußschämel nachtragen; ehrwürdigen Greisen äffte sie vor dem versammelten Hofe die körperlichen Schwachheiten ihres Alters nach, und machte sie zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters. Sie beherrschte despotisch ihren Negus; gab ihm nicht die Erlaubniß mehr Weiber zu nehmen, ja! nur eine einzige freundlich anzublicken, und wenn er mit ihr und einem Paar Günstlingen allein war, dann trieb sie muthwillige Französische Scherze mit ihm, und nöthigte ihn zu kindischen Spielen, die sonderbar mit der Majestät des Throns contrastirten, worauf man so strenge hielt.

Nach dem Beyspiele der königlichen Buhlerinn waren auch die von ihr beschützten Lieblinge nicht unthätig zu Vermehrung ihrer Gewalt und ihres Vermögens. Auch sie ließen sich Güter schenken, welche Andern gehörten; auch sie ließen sich bestechen, um durch ihr Vorwort einen Schurken auf einen Platz zu stellen, auf welchen ein redlicher Mann Recht hatte, Ansprüche zu machen.



Justiz würde verkauft, ja! man müßte dafür bezahlen, daß man von seinen Nachbarn in Ruhe gelassen würde.

Bey dieser abscheulichen Wirthschaft konnte es freylich mit den Finanzen nicht besser aussehen, als mit der Moralität. Die ungeheure Verschwendung, die am Hofe herrschte, erschöpfte die Cassen; man nahm seine Zuflucht zu allen Mitteln, welche in solchen Fällen angewendet zu werden pflegen; man forderte Abgaben von allen, auch von den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens; man erfand Auflagen, wovon in Abyssinien noch kein Beyspiel war, und trieb diese mit einer grausamen Strenge ein, die die Menschheit empörte.

So standen die Sachen, als ein verderblicher Krieg mit dem Könige von Nemas, das Werk, die Abyssinischen Unterthanen zu Grunde zu richten, vollendete. Dieser Krieg hatte einer elenden Grenz-Streitigkeit wegen seinen Anfang genommen; beide Monarchen wurden von schelmischen Lieblingen regiert, die voraus sahen, daß sie dabey im Trüben fischen könnten und daher das Feuer anbliesen, das außerdem leicht zu dämpfen gewesen wäre. Man verwarf also von beiden Seiten alle Vergleichs-Vorschläge, und rüstete sich zum Feldzuge. Die beiden Könige brauchten ja nicht mitzugehen; sondern konnten sich's bey

Wei-

Weibern und Flaschen wohl seyn lassen, indeß ihre Unterthanen die Ehre hatten, sich die Hälse zu brechen.

Nun wurde durch ganz Abyssinien eine gewaltsame Werbung vorgenommen; einzige Söhne, die Stützen ihrer Familien, Greise und Knaben mußten mit in den Krieg. An die Spitzen der Regimenter und des ganzen Heers aber wurden die Günstlinge der Buhlerinn gestellt, die weder militärische Kenntnisse, noch Muth besaßen, aber desto besser die Kunst verstanden, sich zu bereichern. Der Ausgang dieses Kriegs war leicht voraus zu sehen. Die Soldaten stritten mit Unlust, liebten ihre Anführer nicht, würden schlecht behandelt, dabey betrogen und durch die Unwissenheit der Generale aufgeopfert; am Ende des dritten Feldzugs erfolgte ein für Abyssinien sehr nachtheiliger Frieden, durch welchen, ohne die ungeheuren Summen zu rechnen, die der Krieg gekostet hatte, mehr verloren ging, als vor demselben der König von Nemas je in Anspruch genommen hatte.

Allein wie verhielten sich denn der Herr Minister Joseph von Wurmbrand und der Balomaal Benjamin Noldmann bey diesem Allen? — Das werden wir im nächsten Kapitel erfahren.

Dreyzehntes Kapitel.

Wie es dem Verfasser und seinem Herrn Vetter geht.

Ich habe bis jetzt die Fehler nicht verschwiegen, welche man meinem Herrn Vetter, als Staatsmann betrachtet, vorwerfen könnte. Einer der hauptsächlichsten war gewiß der, daß er den alten Negus in despotischen Grundsätzen bestärkte, oder vielmehr, durch Verpflanzung der Europäischen Einrichtungen nach Abyssinien, die Ausübung des dortigen Despotismus erleichterte und in ein zusammenhängendes System brachte, ohne dennoch ernstlich genug auf Einführung weiser Grundsätze zu denken, nach welchen man despotisch regieren wollte. Was mich selber betrifft, so habe ich gleichfalls nicht verhehlt, daß ich mir einige Unvorsichtigkeiten in der Wahl der nach Abyssinien geschickten Gelehrten und Künstler und einigen Mangel an Festigkeit, bey Leitung des Kronprinzen, habe zu Schulden kommen lassen; allein mit eben dieser Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe darf ich doch auch behaupten,

ten, daß wir beide uns, als unter der neuen Regierung nur Schelme und Schmeichler, auf Unkosten der Bessern, ihr Glück machen konnten, gewiß so betragen haben, wie es redliche Männer ziemt. — Auch wird man mir das glauben, wenn ich nun erzähle, daß wir das Opfer davon wurden.

So lange die Einrichtungen, welche der neue Monarch machte und seine raschen Schritte, nur Unkunde, jugendliche Uebereilung und Schwäche verriethen; hoffte der Minister immer noch, Zeit, Erfahrung und sanfte Vorstellungen würden in der Folge das Ihrige thun. Er verbarg oft seinen Unwillen, ertrug manche Demüthigung, beruhigte sich, wenn er nach Gewissen geredet hatte, und ließ dem Dinge seinen Lauf. Als aber endlich der Haufen der niederträchtigen Creaturen, in allen ihm anvertraueten Fächern, nach Willkühr schaltete und waltete; man dann von ihm verlangte, daß er Befehle unterschreiben und ausfertigen lassen sollte, die tyrannisch und unvernünftig waren; da wagte er endlich einen Schritt, wovon er voraus sah, daß er ihm theuer zu stehen kommen würde, den er aber sich selber, der Redlichkeit und seinem Rufe schuldig zu seyn glaubte. Er weigerte sich grades

Wegs,

Wegs, die Hände zu solchen Grausamkeiten zu biethen, und forderte, daß man ihm folgen, oder ihm den Abschied geben sollte. Hierauf hatte man gelauert; das hatte man gehofft und voraus gesehen. Er bekam nicht nur den Abschied, sondern auch Befehl, ein kleines Jahrgeld, welches man ihm aussetzte, in den Gebirgen von Waldubba zu verzehren. Sein Sturz (wenn man den Triumph der Rechtschaffenheit also nennen muß) zog den meinigen nach sich; mein Urtheil war dem seinigen gleich; und Stilky, der bekannte Liebling und Kuppler des Negus, wurde erster Minister.

Ich meine, gesagt zu haben, daß die Dörfer, welche in den Gebirgen von Waldubba liegen, woselbst auch viel Einsiedler-Mönche wohnen, wie das Russische Sibirien, zu einem Exil für die in Ungnade gefallnen Staatsbedienten bestimmt sind, daß man ferner die jüngern Prinzen, welche nicht auf den Thron kommen sollen, dahin zu senden pflegt, und daß also auch der jüngere Bruder des neuen Negus mit seinem Hofmeister, den ich als einen edeln und weisen Mann beschrieben habe, dort lebte. Die Einrichtung, die jüngern königlichen Kinder auf diese Weise aus aller Verbindung mit dem Hofe

und

und dem Volke zu setzen, rührte aber eigentlich aus ältern Zeiten her, und war das Werk herrschsüchtiger Minister, die auf diese Weise unter den Prinzen den schwächsten zum Thronerben auswählen, und die übrigen in Dunkelheit vergraben konnten. Als nun mein Herr Vetter an das Ruder der Geschäfte trat, und dieser in der That die besten, uneigennützigsten Absichten hatte, wenn gleich er nicht immer glücklich in der Wahl der Mittel war, bat er den alten Negus, jene grausame Gewohnheit, die Prinzen als Gefangne zu behandeln und in Unwissenheit zu erhalten, abzuschaffen. Er erhielt ohne Mühe von dem gutmüthigen Könige, zugleich mit dem Befehle, den Kronprinzen unter meiner Führung auf Reisen zu schicken, auch für den andern Negus-Sohn die Erlaubniß, nebst seinem einsichtsvollen Mentor, den Aufenthalt in Waldubba mit Adowa zu vertauschen, wo nun die neue Universität gegründet und der Umgang mit Gelehrten fähig war, seinen Geist vollends auszubilden, und ihn sein Leben angenehm hinbringen zu machen. Seit fünf Jahren wohnte also der junge Herr nebst seinem kleinen Hofstaate in Adowa.

Als nun meinem Herren Vetter und mir angekündigt wurde, daß wir jene rauhe und zugleich

gleich ungesunde Gegend zu unserm künftigen Aufenthalte wählen sollten; da wurde uns in der That das Herz schwer. Unser Umgang würde sich haben auf die dort wohnenden heuchlerischen und ausschweifenden Mönche einschränken müssen — und welch ein elendes Leben war das! Nach Europa zurück zu reisen, daran war jetzt nicht zu denken. Die Jahrszeit schien dazu nicht günstig; man würde uns nicht erlaubt haben, etwas von dem Vermögen, welches wir uns gesammelt hatten, mitzunehmen, und als Bettler in unser Vaterland wieder zu kommen, nach der Rolle, die wir gespielt hatten — das war ein bittrer Gedanke. Hierzu kam noch, daß, ohne besondre Empfehlung und Sorgfalt der Abyssinischen Regierung, worauf wir doch jetzt nicht rechnen durften, diese weite Reise für uns gefährlich, ja! unmöglich wurde.

In dieser Verlegenheit hielten wir es für Pflicht gegen uns selber, den Umständen nachzugeben, und uns zu guten Worten herab zu lassen. Wir demüthigten uns also und baten, daß man uns gestatten möchte, ruhig in Addwa uns niederzulassen, wo jetzt eine große Anzahl unsrer Landesleute wohnte, an denen wir in unsern glänzenden Tagen so viel auszusetzen gefunden hatten,

und

und nach deren Umgang wir uns nun innigst sehnten. Nicht ohne Schwierigkeit erlangten wir diese Vergünstigung; doch gab man endlich nach, und wir zogen im Anfange des Jahres 1781 nach Adowa.

Undankbar müßte ich gegen das Schicksal seyn, wenn ich nicht laut bekennen wollte, daß die sechs Jahre, welche ich dort im Exil zugebracht habe, mit zu den glücklichsten meines Lebens gehört haben. Wir kauften, mein Vetter und ich, ein kleines artiges Häuschen, nebst Hof und Garten, richteten uns nicht prächtig, aber gemächlich ein, schlossen uns auf gewisse Weise an den kleinen Hof des liebenswürdigen Prinzen an, von welchem ich in der Folge noch so viel werde sagen müssen, und genossen den lehrreichen Umgang seines mir unvergeßlichen Führers Alwo. (Wie kommt es, daß ich den Nahmen dieses vortrefflichen Mannes noch nicht genannt habe?) Aber auch die Gesellschaft der Deutschen Gelehrten und Künstler, die dort wohnten, gewährte uns manche angenehme Unterhaltung. Es waren darunter doch gute Köpfe, wenn auch hie und da ein wenig Verschraubtheit mit unterlief. — Unser Leben war den Wissenschaften, der Gemüthsruhe und geselligen Freuden gewidmet; die

Aus-

Ausbildung meines Geistes und Herzens habe ich dieser sechsjährigen Periode zu danken.

Was nachher in Abyssinien vorging, und ich in den folgenden Kapiteln erzählen werde, das habe ich größtentheils in der Entfernung, mit kaltem Blute, ohne thätige Theilnahme beobachtet, und um desto unparteyischer wird nun der Rest meiner Geschichte ausfallen.

Vierzehntes Kapitel.

Aufruhr in Nubien. Wirkung davon im Abyssinischen Reiche.

Obgleich die willkührlichste, höchst tyrannische und drückendste Regierung in Abyssinien herrschte, und allgemeines Verderbniß der Sitten täglich mehr Ueberhand nahm, so war es dem Negus doch unmöglich, den ein Mahl angezündeten Funken von Freyheit im Denken und Reden gänzlich auszulöschen. So allgemein war denn auch wirklich die Corruption nicht, daß nicht, besonders in den Mittelständen und unter solchen Leuten, die bey Hofe nichts zu suchen hatten, nach Tugend, Weisheit und Gradheit geherrscht hätten. Brachte die übereilte Aufklärung in schiefen und aufbrausenden Köpfen verkehrte Wirkungen hervor, so gab sie doch auch in den besser organisirten Anlaß zu einer nützlichen Gährung, regte manche schlafende Kraft auf, und erweckte auch wohl den echten Sinn für Wahrheit und Freyheit. Ich möchte wünschen, daß diejenigen, welche so geneigt sind, wegen des Mißbrauchs einer

Sache, die Sache selbst zu verwerfen, und die daher auch jetzt jede Anstalt zur Aufklärung verdächtig zu machen suchen, weil das Wort Aufklärung so oft mißverstanden wird, und zur Firma schädlicher Zwecke dient; ich möchte doch wünschen, daß diese Leute recht wohl calculirten, ob es besser gethan sey, bey ausgemacht tödlichen und ansteckenden Krankheiten, der Natur alles zu überlassen, oder Mittel zu wählen, unter denen, wenn sie auch ein wenig gewagt sind, doch wohl Eines anschlagen kann, und woran wenigstens kein Einziger stirbt, der nicht ohne dasselbe auch gestorben wäre, oder einen siechen Körper behalten hätte.

Je strenger der Negus jedes kühne Wort, das gegen ihn ausgestoßen und ihm hinterbracht wurde, bestrafte, um desto größer (wie immer das Verbothene süßer schmeckt) wurde der Reitz, heimlich über die neue Regierung zu raisonniren. Aber es war nicht bloß vom Raisonniren die Rede, sondern das Elend, die Armuth, der Jammer der Völker rührten jedes gefühlvollen Mannes Herz, und erzeugten den leisen Wunsch in ihm: möchte doch die Vorsehung Hülfe schicken! Er suchte dann unter dem Haufen einen Freund, dem er sich vertrauen konnte, dem, wie ihm, die

allge-

allgemeine Noth des Landes die Seele erschütterte, und er fand bald einen solchen, da nach einem Paar Jahren schon, außer dem glänzenden Pöbel, der in den Ringmauern des Pallastes sein Wesen trieb, kein Mensch mit zufriedner, heitrer, froher und freyer Mine umher wandelte. Wenn dann zwey solcher Unzufriednen sich gegen einander aufschlossen, dann stieß auch wohl Einer von ihnen das Wort heraus: nein! das kann so nicht bleiben; es muß anders werden!

Die geheimen Verbindungen, welche seit einiger Zeit jeder Anführer einer Partey, jeder Erfinder eines Systems, jeder Reformator, zu seinen Zwecken nützte, waren auch bey dieser Gelegenheit nicht unthätig. Man stiftete dergleichen, in welchen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, kühne politische Grundsätze geprediget und die Mitglieder mit Wärme und Enthusiasmus für Freyheit erfüllt wurden.

Der allgemeine Haß, der in allen Classen der Bürger gegen den corrumpirten Hof herrschte, erweckte einen sehr wohlthätigen Widerwillen gegen verderbte Sitten; und dieselben Menschen, welche bis dahin sich von dem allgemeinen Strome zu einem üppigen, wollüstigen und müssigen Leben hatten hinreissen lassen, suchten nun eine

Ehre darin, eine Lebensart zu führen, die von jener abstach. Man sahe nun wieder, wenigstens äusserlich, Eifer für Keuschheit, Mäßigkeit, Simplicität und für alle gesellige Tugenden erwachen.

Bittre Spötter, die, ohne wahre Wärme für das Gute, nur jede Gelegenheit, etwas Witziges und Beissendes zu sagen, begierig ergriffen, schrieben Satyren auf den König, auf das Kebsweib und die Günstlinge. Man hört auf zu fürchten, was man ein Mahl gewagt hat, in verächtlichem, burleskem Lichte anzusehen. Diese Spöttereyen liefen abschriftlich aus Hand in Hand und wurden endlich gar heimlich gedruckt. Einländische und auswärtige Dichter, Blätter-Schreiber, Mahler und Kupferstecher wählten den Abyssinischen Hof zum Gegenstande ihres Witzes. Bald circulirte eine ungeheure Menge solcher Pamphlete. Nun wollte die Regierung größern Ernst brauchen, Untersuchungen anstellen, ließ einen armen Pasquillanten einkerkern — das sicherste Mittel, das Uebel ärger zu machen! Wer bis dahin noch nicht frey geschrieben, gelesen, geredet hatte, der fing jetzt erst an, und unter Menschen, die außerdem vielleicht geschworne Feinde waren, entstand eine stillschweigende Verabredung, sich einander nicht

zu

zu verrathen; die Buchhändler aber wurden reich dabey und sorgten für geheime Austheilung aller so genannten rebellischen Schriften. Das Volk wurde immer kühner; der Minister Stilky fand auf seinem Schreibtische, unter den Supplikken, Schandschriften und Drohungen gegen ihn, und des Morgens prangten an den Thorpfeilern des Schloßhofs Pasquillen auf Se. Majestät.

Vielleicht hätte dennoch diese allgemeine Gährung weiter keine entscheidende Folgen gehabt, wenn nicht auf ein Mahl die große Revolution, welche in Nubien anfing und vielleicht noch jetzt nicht gänzlich zu Stande gekommen ist, in Abyssinien eine Haupt-Catastrophe herbey geführt hätte. Man wird sich erinnern, welche Schilderung ich im fünften und sechsten Kapitel des ersten Theils dieses Buchs von dem Despotismus in Nubien entworfen habe; die Völker seufzten dort alle unter dem abscheulichsten Drucke; aber noch war die Unzufriedenheit zu keinem thätlichen Ausbruche gekommen. Ein kleiner Umstand, dergleichen mehrentheils in dieser Welt die größern Begebenheiten zu erzeugen pflegt, reizte die Unterthanen des blödsinnigen Königs von Sennar zu einem Aufruhre gegen seine Statthalter. Man wählte verkehrte Mit-

tel, um die Unruhen zu dämpfen, die dann bald weiter um sich griffen, und sich den mehresten Nubischen monarchischen, und republicanischen Staaten mittheilten. Der Pöbel, der keine Grenzen kennt, wenn er ein Mahl die erste Linie überschritten hat, wurde nun in allen Reichen unbändig; Könige und Fürsten wurden aus ihren Ländern vertrieben, die Volks-Unterdrücker ermordet, Gefängnisse erbrochen, Palläste geschleift, Magazine geplündert, ganze Städte verwüstet. — Freylich gingen dabey fürchterliche Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten vor; aber an wem liegt denn die Schuld, wenn abscheuliche Mißbräuche, verzweiflungsvolle Mittel unvermeidlich machen?

Die Abyssinischen Zeitungen waren voll von den Erzählungen dieser Empörungen in Nubien, und so vorsichtig sie auch waren, dergleichen Unfug als verderblich, unglücklich und unerlaubt darzustellen; so machten doch diese Erzählungen dem Abyssinischen Volke die Wahrheit einleuchtend: daß tausend vereinigte Menschen stärker sind als ein Einziger, und daß jene sich nur so lange von diesem mißhandeln zu lassen brauchen, als es ihnen beliebt. Diese an sich sehr einfache Wahrheit wurde jetzt laut und öffentlich gesagt und geschrieben.

Noch

Noch war der Zeitpunct da, wo der Negus alles hätte gut machen können, wenn er weise und redliche Rathgeber gehabt hätte; und sollten je ähnliche Scenen in einem Europäischen Staate vorfallen (*); so möchte ich wünschen, daß die benachbarten Fürsten sich an diesen Africanischen Begebenheiten spiegeln möchten, um bessere Maßregeln zu nehmen, als damahls der Negus nahm. Ein ganzes Volk ist nicht so leicht zum Aufruhre geneigt, als man gewöhnlich glaubt. Jeder Einzelne liebt seine Ruhe, bauet, bey Revolutionen, nicht so ganz fest auf den Beystand des Nachbars, hofft noch immer auf bessere Zeiten. Viele sind dann auch durch Privat-Interesse an die jetzige Regierungsform geknüpft; sieht die Nation nur guten Willen von Seiten des Hofs und darf sich nur vergleichungsweise weniger gedrückt halten, als das benachbarte Volk, so trägt sie mit Geduld das Joch, wenn dieß Joch irgend ein wenig ausgefüttert, ausgepolstert ist. Nur dann, wenn die Unterthanen fast aller Classen, durch Tyranney aller Art, so auf's Aeußerste gebracht sind, daß sie, deren Leben, Freyheit und Eigenthum ja ohnehin jeden Augenblick von der Willkühr ihres

 Despo-

(*) Vermuthlich hat Herr Noldmann dieß vor dem Jahre 1787 geschrieben.

Despoten abhängen, bey dem Aufruhre nichts mehr verlieren und alles gewinnen können; nur dann greifen sie zu diesem verzweifelten Mittel.

Hätte daher der Negus Deputirte aus allen Ständen versammelt, und, ohne von seiner wahren Würde etwas zu vergeben, noch kindische Furcht oder böses Gewissen zu verrathen, ihnen vorgestellt, sie sähen, welche schreckliche Unruhen in den benachbarten Ländern herrschten, und wie nichts weniger als bessere Ordnung, sondern allgemeine Anarchie die Folgen der willkührlichen, gewaltsamen Schritte des großen Haufens wären; es sey aber billig, daß das Volk mit seinen Klagen über die Regierung gehört werde, und daß man ihm Rechenschaft von der Staatsverwaltung ablege; der Fürst sey doch eigentlich nur der Vorsteher des Staats; es sey dieß ein beschwerliches, gewiß weder angenehmes, noch leicht zu verwaltendes Amt. Auch Er, der Negus, könnte vielleicht manches darin versehen; gern wollte er einem Würdigern den Platz auf dem Throne überlassen, auf welchem sich's wahrlich nicht so weich und ruhig sitzen ließe, als wohl mancher glaubte. Wollten sie aber fernerhin Zutrauen zu ihm fassen; so sey er bereit, allen billigen Beschwerden abzuhelfen,

und,

und, gemeinschaftlich mit den Repräsentanten, Grundsätze zu bestimmen, nach welchen dann unabänderlich verfahren werden sollte u. s. w. — Ich sage, hätte er das gethan; so wäre alles gut gegangen.

Wenn doch nur die Fürsten weise genug seyn wollten, einzusehen, daß sie sichrer und unumschränkter ein Volk regieren können, das sich für frey hält, sich selber zu regieren glaubt, als einen Haufen immer unzufriedner, immer murrender Sclaven, denen man nie Rechenschaft gibt, sie nicht ein Mahl dann, wenn man ihnen Gutes erweiset, genug würdigt, um ihnen die Ursache zu sagen, warum man es ihnen erweiset! Ein guter Fürst kann doch nur die Absicht haben, sein Volk glücklich zu sehen, von den weisesten, treuesten und besten Menschen umgeben und geliebt zu seyn, und für sich und die Seinigen eine frohe, bequeme, auch wohl ein wenig glänzende Existenz zu haben. Das alles kann er ja erlangen, wie es der gute Vater Georg erlangt, und dennoch selbst den Gesetzen unterworfen seyn. Wo diese Gesetze regieren, diese Gesetze von der Nation selbst gegründet sind, der König aber nur die ausübende Macht hat, alles Gute und nichts

Böses thun kann; da darf sich niemand an ihn halten, wenn nicht alles geht, wie es gehen sollte, und man wälzt nicht wie in unumschränkten Regierungen, die Schuld von allem, was Schicksal, Zeit und Umstände herbey führen, auf den, welcher sich als allmächtig ankündigt. Allein die kleinern Unter-Tyrannen, die sind es, welche den Fürsten solche verkehrte Begriffe einprägen. Sie fürchten, ihren Einfluß zu verlieren, und von bessern Menschen aus dem Sattel gehoben zu werden, wenn ihr Herr ein Mahl zu der Erkenntniß käme, daß sein und des Landes Interesse ein einziges und dasselbe ist.

Unser alberner Negus hatte für diese Wahrheiten keinen Sinn; auch sagte sie ihm niemand. Wie er sich betrug; davon will ich in den nächsten Blättern Bericht erstatten.

Fünf-

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen. Großer Sturm in Abyssinien. Des Negus Flucht und Tod.

Als zuerst die Unterthanen des Königs von Sennar die Waffen gegen ihre Tyrannen ergriffen, und man sich gezwungen sahe, die benachbarten Könige um Hülfsvölker anzusprechen; da schrieb mir Manim, man affectire am Hofe zu Gondar, von diesem Aufruhre gar nicht zu reden; so sehr wolle man das Ansehn haben, dieß als eine Kleinigkeit zu verachten. Allein die Gährung breitete sich bald weiter aus; in Dequin, Bugia und in einigen kleinern Nubischen Staaten griff das Feuer der Empörung gleichfalls um sich, und nun wurde auch unser Negus gebeten, eine Armee zu Hülfe zu schicken. Er war sogleich dazu bereit, zog die Achseln über die Schwäche seiner nachbarlichen Könige, weil sie das rebellische Lumpen-Gesindel (so nannte man die Leute, welche ihre Menschenrechte gegen schändliche Unterdrücker vertheidigten und Macht durch Macht vertilgten!) noch nicht zu Paaren

Paaren getrieben hätten; und so ließ er denn ein Heer ausrüsten, das einer von des würdigen Stilky's Brüdern anführte, der übrigens kein ganz schlimmer Mensch war.

Anfangs schrieben die Officier von der Armee, sie hofften bald wieder nach Gondar zu kommen, die Rebellen wären nur zusammengelaufner, buntschecktiger Pöbel, ohne Disciplin und Waffen-Uebung; man hätte kaum Ehre davon, gegen solches Pack zu streifen; sie liefen in die Wälder, so bald sich nur ein tapfrer Abyßinier sehen ließe.

Ganz anders lauteten die Briefe im folgenden Jahre. Da bekamen die tapfern Abyssinier, wo sie sich zeigten, von jenem so genannten Pack derbe Schläge; ganze Corps wurden gefangen genommen, und da verwandelte sich dann des Negus Verachtung in bittern Grimm, vermischt vielleicht mit einer kleinen Ahndung, daß der Geist des Aufruhrs wohl über die Grenze nach Abyssinien herein schleichen könnte. In der That hatte es auch dazu allen Anschein; kühne Unternehmungen, besonders wenn sie vom Schicksale begünstigt werden, erwecken immer Bewunderung; man sprach jezt, in Gondar selbst, laut, mit Interesse und Wärme, zum Lobe der Tapferkeit

jener

jener braven Nubier, die mit kleinen Haufen ungeübter Leute ganze Armeen erfahrner Krieger in die Flucht schlugen. Es fanden sich Dichter, die dreist genug waren, diese Thaten zu besingen; man las mit Eifer die neuen Zeitungen von daher, und murrte unter der Hand darüber, daß der Negus, mit Aufopferung so vieler wackern Abyssinier, sich in Händel mischte, die ihn nichts angingen.

Ich merkte in Adova, wo ich dieß alles in der Entfernung beobachtete, daß meinen Deutschen Gelehrten, besonders den republicanisch gesinnten Pädagogen, die Finger juckten, etwas Kühnes über diesen Gegenstand schreiben zu können; allein ich suchte dieß zu verhindern, zeigte ihnen die Unzweckmäßigkeit und Gefahr eines solchen Unternehmens. "Man muß," sagte ich, "der wohlthätigen Hand der Zeit die Sorge überlassen, dergleichen Revolutionen zur Reife zu bringen; vielleicht kömmt der Augenblick, wo Sie, wenn das Feuer auch hier ausgebrochen ist, ihre schriftstellerische Talente auf eine würdigere Art anwenden können, zur allgemeinen Ruhe etwas beyzutragen und mit philosophischem Geiste Volk und Monarchen über ihre gegenseitigen Pflichten aufzuklären. Und denken sie denn

nicht

nicht daran, welcher Gefahr Sie sich selber, den edeln Prinzen, und uns Alle aussetzen würden, wenn der Negus glauben müßte, daß, von Adova aus, der Geist des Aufruhrs, vielleicht aus Privatrache von mir und meinem Vetter angereizt, in Abyssinien erweckt würde?" — Meine Vorstellungen bewirkten, was ich gehofft hatte, und nirgends vielleicht im ganzen Reiche wurde mit so viel Mäßigung und Nüchternheit von diesen Angelegenheiten geredet, als grade da, wo ein kleiner Haufen von Menschen lebte, die sich nicht wenig über den Monarchen zu beklagen hatten, und deren Einfluß nicht geringe gewesen seyn würde, wenn sie ihn hätten anwenden wollen.

Bald nachher erschienen von Seiten des Hofs die strengsten Verordnungen, über den Aufruhr in Nubien nicht zu reden, nebst einem Verbothe aller Schriften, welche davon handelten und aller ausländischen Zeitungen. — Wie wenig diese Befehle fruchteten, das wird man leicht begreifen; man sah nun, daß sich der Negus fürchtete, und das verschlimmerte das Uebel.

Das nächste Frühjahr kam heran, und es sollte eine große Recruten-Ausnahme für die Armee in Nubien vorgenommen werden; aber da weiger-

weigerten sich, als sey deßwegen eine allgemeine Verabredung getroffen worden, die sämmtlichen Dorfschaften, ihre junge Mannschaft auf die Schlachtbank zu schicken. Man ließ Regimenter gegen die widerspenstigen Bauern anrücken — aber die Soldaten wurden zurück geschlagen.

In dieser Noth rief man das ziemlich geschmolzene Heer aus Nubien zurück. Es kam; aber Anführer und gemeine Soldaten hatten dort Freyheit und Menschenwürde respectiren gelernt; alle weigerten sich einstimmig, gegen ihre Mitbürger die Waffen zu führen; und der armselige Negus stand, nebst dem Haufen seiner Lieblinge, in vernichteter Majestät, verlassen da.

Nun wollte er anfangen, mit dem Volke zu capituliren; allein es war zu spät; die Parten war jetzt zu ungleich. Ein zahlreiches Heer hatte sich unter Anführung eines vom Könige übel behandelten, zurück gesetzten und beschimpften alten Generals zusammen gezogen, wurde täglich durch neuen Zulauf verstärkt, und rückte schnell gegen Gondar an.

Was war zu thun? Se. Majestät lagen damahls an einer Entkräftung krank, die Sie sich durch allerhöchstdero viehische Ausschweifungen

zuge-

zugezogen hatten; Schreck und Aergerniß vermehrten das Uebel; und doch mußte eilig ein Entschluß gefaßt werden. Der Haufen der Hofschranzen selbst fing nun an, da die Altäre der Götzen wankten, dem Negus und seinem Kebsweibe nicht mehr mit jener sclavischen Ehrerbiethung zu begegnen; sie wären gern Alle davon gelaufen, wenn sie nicht geahndet hätten, daß sie bey der Armee mit dem Staubbesen würden empfangen werden.

In diesen Augenblicken von Verzweiflung hatte mein Herr Vetter, der Exminister, den Triumph, einen Courier vom Könige in Adova ankommen zu sehen, welcher ihm einen Brief von dem Monarchen brachte, der ihn in den herablassensten Ausdrücken bat, alles Vergangne zu vergessen, und ihn beschwor, sich sogleich zum Kriegsheere zu begeben und alles anzuwenden, das unruhige Volk zufrieden zu stellen, indem er die Bedingungen gänzlich seiner Klugheit und Großmuth überließ. Der König selbst hatte sich indeß nebst seinem Hofstaate nach einer Festung führen lassen, wo er wenigstens vor den kleinen wilden Haufen, die jetzt ohne Zucht und Ordnung durch das ganze Reich rennten, sicher seyn konnte.

Mein

Mein Vetter genoß diesen Triumph, wie es einem verständigen und redlichen Manne zukömmt; er vergaß den alten Groll und begab sich, begleitet von meiner Wenigkeit, unverzüglich in das Lager der Insurgenten.

Allein die Zeiten, Vergleichs-Vorschläge anzunehmen, waren vorbey. Wir wendeten unsre ganze Beredsamkeit vergebens an; die Nation drang auf gänzliche Abschaffung der monarchischen Regierung, auf Vernichtung des Adels, auf Abdankung des stehenden Heers, auf Auslieferung der Volks-Unterdrücker, um sie gebührend zu bestrafen, verlangte endlich, daß der Negus selbst den Thron verlassen und in den Stand eines Privatmannes zurück treten sollte.

Das waren nun harte Bedingungen; weil wir aber keine Hoffnung vor uns sahen, dieß National-Urtheil zu mildern, so wollten wir wenigstens den unglücklichen König nicht verlassen. Der jüngre Prinz war großmüthig genug, seines Bruders Schicksal mit ihm theilen zu wollen; und so zogen wir denn, der gute Prinz, sein vortrefflicher Lehrer, mein Herr Vetter und ich, im Frühjahre 1787 zu dem Negus in die kleine Festung, um dort den Ausgang der Sache zu erwarten.

künftig wählen und gründen sollten? Das Abyssinische Reich ist groß; wie in den entfernten Provinzen die Gemüther gestimmt waren, und ob dort das gebilligt werden würde, was man nun in Gondar vornahm, das konnte man nicht wissen. Hier, wo man die liebenswürdigen Eigenschaften des jüngern Prinzen kannte, schien der größte Theil des Vols geneigt, diesem die Regierung zu übertragen; mißtrauischere, vorsichtigere und sehr republicanisch gesinnte Leute hingegen wollten dieß theils nur unter gewissen Einschränkungen zugeben, theils durchaus nichts von Herrschaft eines Einzigen hören. Indessen war die Armee groß, und es ließ sich voraus setzen, daß, wenn diese sich einstimmig für ein System erklären würde, es nicht schwer halten könnte, dasselbe durchzusetzen.

In dieser Lage baten wir alle inständigst den Prinzen, sich an die Spitze des Heers zu stellen, davon der größte Theil ihm schon ergeben war, und wovon er den Rest leicht durch seine Leutseligkeit und edle Beredsamkeit gewinnen würde; allein er wollte sich durchaus nicht dazu entschließen, bis endlich die Generale zu ihm gekommen waren, und ihn im Nahmen aller Corps angefleht hatten, sie nicht zu verlassen, sondern

durch

durch seine Gegenwart den Gewaltthätigkeiten im Lande zu steuren und Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Da machte sich denn der Prinz, begleitet von seinem ehrwürdigen Mentor und uns Andern, auf, und begab sich in das Lager, woselbst er mit lautem Jauchzen empfangen wurde.

So bald wir bey der Armee angekommen waren, ließ der Prinz allen Truppen ankündigen, daß er ihnen etwas vorzutragen hätte, weßwegen er sie ersuchte, von jedem Regimente, oder (da das Heer zum Theil nur aus zusammengelaufenen Haufen bestand) je aus tausend Mann, zwey auszuwählen, die man ihm als Abgeordnete schicken möchte, damit er diesen seine Absichten und Plane eröffnen könnte. Dieß geschahe mit aller Ordnung und Bereitwilligkeit, worauf er denn den Deputirten eine Rede hielt, die, so wenig sie studiert war, für ein Meisterstück männlicher, einfacher und erhabner Beredsamkeit gelten konnte. — Ich will nur etwas von dem Haupt-Inhalte derselben hier herschreiben; es hieß darin, ihn blende nicht der Glanz der Krone; er habe gelernt die Süßigkeit eines den Wissenschaften und der nützlichen Thätigkeit in kleinern Kreisen gewidmeten Lebens zu schmecken. Er habe oft gefühlt, und fühle noch, wie schwer

es sey, sich selber, ohne den Rath eines weisen Freundes, zu regieren — welche Thorheit also, Millionen Menschen, nach den Einsichten seines eignen beschränkten Kopfs und nach den Gefühlen seines leicht irre zu führenden Herzens lenken, und, ohne fremden Beyrath, unumschränkt beherrschen zu wollen! — Ihm sey daher schon der Gedanke einer willkührlichen Alleinherrschaft unerträglich. Nur nach bestimmten, mit reifer Ueberlegung verfaßten Gesetzen müßten vernünftige Wesen ihre Handlungen einrichten, nicht nach den Winken eines Einzigen unter ihnen. Indessen sey jezt ein so stürmischer Zeitpunct, wo es nicht möglich sey, über Gründung dieser Gesetze sogleich einig zu werden. Er wollte also, doch nur auf Ein Jahr, das Ruder des Staats in seine Hände nehmen, nicht als sein Eigenthum, sondern als ein ihm anvertrautes Pfand, bis er es würdigern Händen übergeben könne. Es sey hier nöthig, rasche, entschlossene Schritte zu thun, um der Anarchie zu steuern und Anstalt zu einer festen Constitution zu machen. Wenn die Abgeordneten der Armee dieß billigten; so sollten diese dann sogleich sich an die Spitze einzelner Corps stellen, mit diesen in alle Provinzen des Reichs marschieren und dort mit vollem Ernst einer militärischen Strenge die

Ordnung

Ordnung und Ruhe herstellen. Sie sollten hierauf Sorge tragen, daß jedes Dorf und jede Stadt Einen, oder, nach Verhältniß der Größe, mehr Deputirte, zu welchem die Gemeinen oder Kirchspiele das größte Zutrauen hätten, ohne allen Unterschied der Stände, wählten; solche Deputirten aus allen den Oertern, welche zu einem Amte gehörten, sollten wiederum unter sich zwey Männer auszeichnen, zu deren Vortheil sich das Urtheil der mehrsten unter ihnen vereinigte; mehrere Aemter, aus welchen eine Provinz bestehe, sollten nach eben diesem Maßstabe verfahren; und so würde denn aus zwölf Provinzen eine Anzahl von vier und zwanzig Menschen zusammen kommen — grade nicht zu viel, um wichtige Gegenstände mit Ordnung und Ruhe verhandeln zu können, und nicht zu wenig, um doch die Verschiedenheit der Meinungen und Einsichten zu nützen! Diese vier und zwanzig Personen sollten sich in Gondar versammeln, und ein National-Collegium ausmachen, dessen Präsident er, der Prinz, vorerst zu seyn, sich verbindlich mache. Der Zweck dieser Versammlung müßte seyn, eine auf bestimmte Gesetze gegründete Staats-Verfassung zu Stande zu bringen. Einen Plan hierzu hätte der Prinz, unter Anführung seines weisen Lehrers, schon seit eini-

gen Jahren fertig liegen gehabt — nicht in der stolzen Absicht, je der Gesetzgeber seines Volks zu werden; sondern um seine Gedanken über Gegenstände zu berichtigen, die der ganzen Menschheit so wichtig wären, und weil er, bey der fürchterlichen Regierungs-Verfassung der letztern Zeiten, voraus gesehen hätte, daß er vielleicht einst seinen lieben Mitbürgern durch guten Rath nützlich werden könnte. Diesen Plan nun sollte die National-Versammlung durchgehen, prüfen, die einzelen Theile desselben ausarbeiten und dann ihre Gedanken darüber ihren Committenten mittheilen. Dort würden diese Gesetze abermahls geprüft, berichtigt und noch weiter hinunter an die grössern Ausschlüsse geschickt und endlich jedem Einzelnen vorgelegt; durch eben diesen Weg kämen sie wieder, verbessert oder bestätigt, bis an die Quelle, an den National-Congreß zurück, welcher die Resultate davon, nach der Mehrheit der Stimmen, als Grundgesetz niederschriebe. Auf diese Weise würde die neue Constitution durch die Mehrheit der Stimmen aller Hausväter, aus allen Ständen, im ganzen Reiche gegründet werden, und nach Jahres Frist könne alles in Ordnung seyn. Bis dahin wolle er, der Prinz, obgleich sehr gegen seine Neigung, sich als den König des Landes

betrach-

betrachten, weil das National-Collegium nicht Zeit haben würde, neben der Gesetzgebung, sich noch mit Regierungs-Angelegenheiten zu befassen. Er wolle dafür sorgen, daß die Geschäfte einen ordentlichen Gang gingen, nach der Weise, wie es unter seines Vaters Regierung gewesen sey. Man möge nur nicht den Einwurf machen, ein Jahr sey nicht hinreichend ein so großes Werk zu Stande zu bringen; sobald man über Grundsätze einig geworden wäre, (und das hoffte er bald zu bewirken) würde die weitre Ausarbeitung nicht viel Zeit wegnehmen; denn die Menge der Gesetze mache ein Land nicht glücklich, sondern ihre Einfalt, Bestimmtheit und pünctliche Befolgung. Auch dürfe man nicht einwenden, daß die Prüfung und Beystimmung aller, auch der weniger cultivirten Stände, weder nützlich, noch erforderlich zu diesem Geschäfte wären, Jeder volljährige Mensch sey cultivirt genug, um über das zu urtheilen, was er thun oder lassen müsse, oder vielmehr, es sey ungerecht, verlangen zu wollen, daß ein Mann etwas leisten oder unterlassen sollte, wenn man ihm nicht ein Mahl so viel Verstand zutrauete, einzusehen, warum man dieß von ihm forderte. Menschen im Staate seyen ja keine Kinder, welche im Blinden zu leiten und gegen ihren Willen ihre

Handlungen zu lenken, andre gewisse Menschen, und noch obendrein die wenigsten an Menge, das Privilegium haben könnten. Wenn also der mögliche Fall angenommen werden könnte, daß die größere Anzahl der Bürger in einem Staate Thoren wären; so würde es sehr viel natürlicher seyn, dort, mit Einwilligung Aller, thörichte Gesetze zu geben, als einigen Klügern, oder sich klüger dünkenden zu gestatten, jenen mit Gewalt ihre Weisheit aufzudringen.

Diese Vorschläge fanden allgemeinen Beyfall, wurden niedergeschrieben und von den sämmtlichen Deputirten der Armee, welche mit ihren Corps in alle Gegenden des Reichs zogen, im Lande bekannt gemacht. Hierauf schritt man sogleich zu den Wahlen und binnen wenig Wochen waren die vier und zwanzig National-Deputirten in Gondar versammelt. Der Prinz aber übernahm, unter dem Titel eines Regenten, die Interims-Regierung, schaffte vorerst die drückendsten Mißbräuche ab, machte aber übrigens keine wichtige eigenmächtige Veränderungen.

Da ich hoffe, daß es den Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn ich Sie mit seinen Regierungs-Begriffen bekannt mache; so will ich in den folgenden Kapiteln den ganzen Plan, welchen er der ehrwürdigen Versammlung von Deputirten aus allen Ständen vorlegte, stückweise abschreiben.

Siebenzehntes Kapitel.

Entwurf der neuen Staats-Verfassung. Richtige allgemeine Begriffe von bürgerlicher Freyheit und Gesetzgebung.

Der Mensch in dieser Welt sucht Glückseligkeit, sucht sie vorzüglich, wenn er mit andern Menschen in Verbindung tritt; allein fühlt er sich hülflos und unbehaglich; um die Summe seiner Glückseligkeit zu vermehren, schließt er sich an seines Gleichen an.

Glückseligkeit ist Lebens-Genuß, und um des Lebens genießen zu können, muß man frey seyn. Lebt man aber in Verbindung mit andern Menschen, so kann nicht jeder Einzelne verlangen, Alles zu genießen; er muß auch den Uebrigen erlauben, ihren Antheil Genuß von den allgemeinen Lebens-Gütern und Vortheilen zu schmecken; er muß also seiner Freyheit gewisse Grenzen setzen; doch nur solche Grenzen, in welchen er, mit der allgemeinen Glückseligkeit, seine eigne, durch einzelne Aufopferungen befördert; denn sind die Gren-

Grenzen der Freyheit zu enge gezogen, die Aufopferungen zu groß, so fühlt sich der Mensch in Verbindung unglücklicher, als im isolirten Zustande; und so fällt also die Ursache weg, weßwegen er sich an Andre angeschlossen hat. Jedermann wünscht daher, auch als Staatsbürger, noch immer so viel von der natürlichen Freyheit zu behalten, als mit der Wohlfarth des Ganzen bestehen kann. Es kömmt desfalls darauf an, richtige Begriffe von der bürgerlichen Freyheit fest zu setzen, damit wir, die wir das Joch der Tyranney abgeschüttelt haben, um freye Bürger zu werden, uns unter einander verstehen und wissen mögen, was wir suchen und was wir erlangen können.

Die Systeme des Natur- und Völkerrechts, die bey den Europäischen Nationen im Gange sind, und die ich studiert habe, finde ich voll verdrehter, conventioneller Ideen, die nichts weniger als aus der Natur entlehnt, nicht von der nüchternen, vorurtheilsfreyen Vernunft eingegeben sind; ich finde künstliche, ja! sogar religiose Begriffe mit eingemischt, die gar nicht dahin gehören, wovon der Mensch im Stande der Natur nichts wissen kann.

Die Freyheit des Menschen, im natürlichen, rohen, wilden Zustande, besteht darin, daß jeder Einzelne alle seine Handlungen willkührlich einrichten, thun darf, was ihm beliebt und wozu er Kräfte hat, und nehmen, was ihn gelüstet und was er bekommen kann.

Der Mensch im geselligen Zustande unterläßt manche willkührliche Handlung, versagt sich manchen Besitz und Genuß, um Andern dergleichen zu überlassen, in der Absicht, daß diese ein Gleiches in Rücksicht seiner thun werden, oder er gibt etwas hin, um wieder zu erhalten, und desto sichrer das Uebrige zu besitzen; allein diese Aufopferungen sind willkührlich, sind das Werk wohlwollender Empfindungen, oder Speculation des Eigennutzes.

Die Menschen im bürgerlichen Leben bringen diese Regeln der Geselligkeit und gegenseitigen Aufopferung in gewisse Systeme, setzen, mit Uebereinstimmung Aller, Vorschriften darüber fest, die man Gesetze nennt, nach welchen dann jeder handeln muß, zu deren Befolgung man jeden zwingen kann, der im Staate geduldet seyn will. Nun fallen alle willkührliche Handlungen weg, weil keine Handlung erdacht werden mag, die nicht Einfluß auf die Wohlfarth des Ganzen

haben

haben konnte. Wollte man, wie es von vielen geschieht, gewisse Handlungen davon ausnehmen und diese der freyen Willkühr der Einzelnen überlassen, so würden sich bald Ursachen und Vorwände für jede Handlung finden. Dieß nun, nähmlich daß jede Handlung des Bürgers vom Staate eingeschränkt werden darf, ein Gegenstand der Gesetzgebung werden kann, klingt sehr despotisch; doch wird das wegfallen, wenn ich mich deutlicher erkläre. Despotismus besteht in der Befugniß, die Einem oder Mehrern verstattet, von Einem oder Mehrern genommen wird, Andern willkührlich vorzuschreiben, was sie in einzelnen Fällen thun oder unterlassen sollen; die Gewalt einer vernünftigen Staats-Verfassung hingegen beruht auf der Befugniß des ganzen Corps der Bürger, unter sich, durch Mehrheit der Stimmen, Regeln fest zu setzen, nach welchen jeder einzelne Bürger seine Handlungen einrichten soll, so lange er im Lande leben will; und in der Befugniß der Vorsteher des Staats, mit aller Strenge auf Befolgung dieser Regeln oder Gesetze zu dringen und zu halten.

Nach diesen allgemeinen Begriffen bestimme ich folgende besondere Sätze:

1)

1) Alle Handlungen eines Bürgers im Staate **können** ein Gegenstand der Gesetzgebung seyn, weil sie alle Einfluß auf das Ganze haben können; eine andre Frage aber ist, ob es **gut** sey, über **alle** Handlungen Vorschriften zu geben? Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß der Staat sich zum Beyspiel in das Erziehungswesen mischen und darüber Gesetze geben **dürfe**, weil es ihm nicht einerley seyn kann, was für Bürger ihm die folgende Generation liefert; allein es ist noch nicht ausgemacht, ob es zweckmäßig und vortheilhaft sey, oder nicht, sich in das Geschäft der Privat-Erziehung zu mischen. Ganz gleichgültige Handlungen einzuschränken, wäre nun vollends Thorheit.

2) Neue Gesetze aber, welche die Freyheit gewisser Handlungen einschränken, können nur mit Wissen und Willen **aller** erwachsenen Bürger im Staate gegeben werden.

3) Da nicht zu erwarten steht, daß Tausende leicht einerley Meinung seyn werden; so muß, bey einer solchen Gesetzgebung, die Mehrheit der Stimmen entscheiden. Die weiseste Meinung ist nun aber freylich nicht immer die Meinung des größern Haufens; allein jeder kann sich für den Weisesten halten; und wer darf dann entscheiden?

Es bleibt daher kein anderes Mittel übrig, als die Meinung der mehrsten für die beste Meinung zu halten; und am Ende muß es ja auch von dem größten Haufen abhängen, unweise Gesetze zu geben, wenn er nun ein Mahl keine andre haben will, weil der größere Haufen der stärkste Theil ist, und das Recht der Stärkern in der ganzen Natur die Oberhand hat.

4) Es muß jedermann erlaubt seyn, wenn ihm diese Gesetze nicht gefallen, das Land zu verlassen, in welchem man gezwungen wird, nach denselben zu handeln. Ein Gesetz also, welches den Bürgern im Staate das Auswandern verbiethet, ist ein tyrannisches Gesetz; denn die bürgerliche Einrichtung soll eine Wohlthat für einzelne Menschen seyn, und man darf niemand zwingen, wider seinen Willen Wohlthaten anzunehmen.

5) Durch das Recht des Stärkern, folglich auch durch Vereinigung der größern Anzahl gegen die kleinere, folglich auch durch Entscheidung der Mehrheit der Stimmen, könnten ungerechte Befehle gegeben werden; die bloße Freyheit aber, sich diesen Ungerechtigkeiten durch Auswanderung aus dem Lande zu entziehen, scheint manchen guten und nützlichen Bürger in die Verlegenheit stürzen

zu

zu können, des Eigensinns vieler schiefen Köpfe wegen, mit seinem gradern Kopfe, das Land zu verlassen und die Früchte seines Fleisses darin mit dem Rücken anzusehen, ein Land, in welchem er manche andre Gemächlichkeit fand und auf vielfache Weise Gutes stiften konnte. Um auch diesen Nachtheil vom Staate abzuwälzen, muß man jedem erlauben, die Gemüther der größern Anzahl zum Vortheile seiner Meinung zu lenken. Da doch am Ende alles auf dem Recht des Stärkern beruht, so darf man auch niemand die Mittel benehmen, durch Stärke des Geistes, durch die Uebermacht, welche höhere Verstandeskräfte gewähren, der andern Macht das Gleichgewicht zu halten. Es muß daher jedem unverwehrt bleiben, frey über zu machende und zu verändernde Gesetze seine Meinung zu sagen und zu schreiben, und alle Künste der Ueberredung und jedes andre Mittel anzuwenden, um den großen Haufen, welcher entscheidet, auf seine Seite zu bringen. Wendete er unedle Mittel an, und ließen seine Mitbürger sich durch unedle oder sophistische Gründe lenken, so wäre das ein Zeichen, daß die mehrsten dieser Leute schlechte, unvernünftige Menschen wären; und da würde dann erfolgen, was sie verdienten und der Ordnung der Dinge angemessen ist — sie würden eine schlechte Staats-

Verfassung bekommen. Dieß wird aber schwerlich je der Fall seyn, und wenn man nur zwanglos der Ordnung der Natur den freyen Lauf läßt, so wird auf die Länge immer die Sache der gesunden Vernunft die Oberhand behalten.

6) Ist ein Gesetz ein Mahl gegründet, so muß freylich die heranwachsende Generation sich demselben unterwerfen, obgleich sie nicht ihre Stimme dazu gegeben hat; denn sie hat ja keinen neuen Staat zu errichten, sondern der Staat ist schon gegründet, in welchem zu leben die Neuhinzukommenden entweder die Freyheit behalten, und sich dann den Vorschriften unterwerfen müssen, oder aber auswandern mögen. Allein auch dieß könnte zu einer Art von Ungerechtigkeit werden; nach Verlauf eines Jahrhunderts lebt ja keiner von den Gesetzgebern mehr; auch verändern sich die Zeiten und Umstände; da ist es dann unbillig, daß Menschen ihren freyen Willen nach Vorschriften einschränken sollen, die in alten Zeiten Personen gegeben haben, welche gar keine Gewalt über die Handlungen solcher Menschen haben konnten, die damahls noch nicht existirten. Um auch diesen abzuhelfen, muß jedem Bürger im Staate frey stehen, nicht nur über zu gebende Verordnungen ungestört seine Meinungen zu

sagen

sagen und sie auf alle Art gelten zu machen, sondern diese Freyheit muß sich auch auf sein Urtheil über schon existirende Gesetze und Einrichtungen erstrecken, die er abgeschafft zu sehen wünscht. — Frey und ungehindert muß also jeder Bürger über Regierung und Staatsverwaltung reden und schreiben dürfen.

7) Da der Ton des Zeitalters, da Lebensart und Sitten, Verhältnisse der Einwohner gegen einander und gegen Fremde, das Land selbst, kurz! alles, in einem Zeitraume von einem Menschenleben sich verändert, so werden manche heute gegebene Gesetze, nach funfzig Jahren unnütz und zwecklos seyn. Es ist daher der Klugheit gemäß, daß die Volks-Versammlung, nach Ablauf einer gewissen, zu bestimmenden Zeit, die sämmtlichen Landesverordnungen auf's neue durchgehe, untersuche, Einwendungen dagegen und nützliche Vorschläge zu Abänderungen und Neuerungen, von jedem Bürger im Staate sich vorlegen lasse, und darnach ein neues Gesetzbuch verfertige.

8) So gewiß jede Handlung eines Bürgers durch Gesetze bestimmt oder eingeschränkt werden darf, wie ich das schon bewiesen habe, so sehr befördert es die allgemeine und die Privat-Glückseligkeit, daß man bey der Gesetzgebung darauf

Rücksicht nehme, so wenig als möglich die natürliche Freyheit einzuschränken, sich unter einander keinen immittelbaren, oder gar schädlich werdenden Zwang aufzulegen. Es werden daher bey unsrer Legislation eine Menge kleiner Verordnungen wegfallen, die bey andern Völkern ganze Bände füllen.

9) Da die Gewalt der Gesetzgebung sich nur auf Handlungen erstreckt, so können Gedanken und Meinungen gar nicht, offenbare Absichten sehr selten ein Gegenstand derselben seyn.

10) Was der Mensch besaß, ehe er in die bürgerliche Verbindung trat, was er ohne sie besitzen kann, was er ihr nicht zu verdanken, von ihr nicht zu erwarten hat, wovon sie ihm den Besitz nicht zuzusichern vermag, endlich was er ihr nicht aufopfern kann, weil er selbst nicht Herr darüber ist; das darf eben so wenig ein Gegenstand der Gesetzgebung werden.

11) Weil es jedermann erlaubt seyn muß, auch über die wichtigsten Dinge frey und offenherzig seine Meinung zu sagen, und nur Handlungen der Gegenstand der Gesetzgebung sind, so dürfen also gesprochene und geschriebne Worte, von welcher Art sie auch seyn mögen, nie durch Gesetze eingeschränkt werden.

12) Da auf diese Weise der Staat den Bürgern Gelegenheit gibt, öffentlich alles Gute zu thun und zu reden, zum Besten des Ganzen und zu ihrer eignen Wohlfarth alle redliche Mittel anzuwenden, sie auch gegen Beeinträchtigung dieser Freyheit kräftig schützt; so darf er dagegen desto strenger jede geheime Machination, jede versteckte Meuterey, jede im Finstern schleichende Wirksamkeit einzelner und verbundner Menschen, jede anonyme Verunglimpfung, Schmähung und Anklage, verdächtig finden und ahnden; denn da, wo man der Vernunft der Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und der Ausführung nützlicher Zwecke keinen Zwang auflegt, da kann es keine erlaubte geheime Künste und keine redliche geheime Plane geben. — So viel von der bürgerlichen Freyheit und den Grenzen der gesetzgebenden Macht im Allgemeinen!

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung. Staatsbediente und Vorsteher; Aemter; Stände.

Ich sehe voraus, daß, bey den besondern Vorschlägen, die ich nun zu Errichtung einer neuen Staatsverfassung wagen will, von allen Seiten der Einwurf mir entgegen gestellt werden wird, solche gegen alle bisher herrschend gewesene Ideen streitende Einrichtungen ließen sich, ohne gänzlichen Umsturz der ganzen Verfassung und ohne unabsehliche Verwirrung, nicht einführen. — Ich will dieß zugeben; allein meine Absicht ist auch nur, meinen Mitbürgern das Ideal einer vollkommnen Verfassung, wie ich sie mir denke, hinzustellen. Betrachten Sie dieß Ideal genau, untersuchen Sie, ob es ganz oder zum Theil zu erreichen ist! und wenn Sie dann auch nur einige meiner Vorschläge nützlich und anwendbar finden, so werde ich meine Mühe nicht verloren zu haben glauben. Allein ich muß Sie zugleich ermuntern, sich nicht durch Vorliebe für das Alte, nicht durch Privat-Eigennutz, noch durch Schwie-

Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, das wahrhaftig Gute, dem Ganzen Nützliche, mit Hinwegwerfung alles dessen, was auch durch verjährte Vorurtheile gleichsam geheiligt scheint, mit Wärme und unverdrossen zu ergreifen. Ist man ein Mahl von der Güte eines neuen Systems und von der Mangelhaftigkeit des bisherigen überzeugt, so ist es besser, das alte mit Stumpf und Stiel auszurotten, als ewig zu flicken und nie ein vollkommnes Ganzes zu Stande zu bringen. Was helfen Palliativ-Curen, wenn man voraus sieht, daß, früh oder spät, ohne gewaltsamen Schnitt, der Tod unvermeidlich ist? — Rücken wir der Sache näher!

Ohne Haupt-Triebfeder kann keine Maschine bestehen, ohne Oberhaupt keine Gesellschaft Bestand haben; es muß also das Ruder des Staats gewissen Händen anvertrauet werden; nur muß dafür gesorgt seyn, daß der Mechanismus des Ganzen so geordnet sey, daß die dirigirende Kraft darin dem Gange keine willkührliche Richtung geben, nichts mehr thun könne, als grade was eine Feder in einem Uhrwerke bewirkt, nähmlich, alle übrigen, nach gewissen Regeln fortlaufenden Räder und Walzen die erste Bewegung zu geben. Je einfacher dieß erste Ressort ist, desto weniger

Verwirrung wird zu besorgen seyn; nach dieser Analogie halte ich es für besser, daß Eine, als daß mehrere Personen die mechanischen Bewegungen des Staats-Cörpers dirigiren. — Ich rathe Euch also Einen Mann — nennt ihn König, oder wie Ihr wollt! — zu wählen, der für Ausübung Eurer Gesetze und Aufrechthaltung Eurer Einrichtungen sorge. Man weiß dann, an wen man sich zu halten hat, und Er fühlt, daß Ehre und Schande und Verantwortung auf ihn allein fällt, statt daß da, wo Mehrere die Hände am Ruder haben, Verschiedenheiten in den Characteren, Zwist, Mißverständnisse, die Einheit des Ganzen stören, die Geschäfte aufhalten und, indem Einer die Schuld auf den Andern schiebt, die Last dem Andern aufladet, nichts mit Eifer und Ordnung betrieben wird.

Unsern König müssen wir aus dem ganzen Volke wählen, und das ganze Volk muß ihn wählen, und zwar einen Mann, der schon der Nation bekannt ist, folglich einen unter den Statthaltern, von denen ich nachher reden werde. Er bekleidet seine Stelle, so wie alle übrige höhere Staats-Bediente, nur sechs Jahre lang, und tritt dann in den Privatstand zurück, wenn man ihn nicht etwa auf's Neue wählt. Während

seiner

seiner Amtsführung kann niemand ihn zur Verantwortung ziehen; so bald seine Zeit verflossen ist, kann die National-Versammlung Rechenschaft von ihm fordern. Eine Art, aller mannbaren Bürger Stimmen zu sammeln, habe ich vorgeschlagen, als ich den Häuptern des Kriegsheers meinen ersten Entwurf zu Errichtung einer National-Versammlung vorlegte.

Der König hat, so lange seine Regierung dauert, unumschränkte Gewalt, die Gesetze der Nation mit aller vorgeschriebenen oder erlaubten Strenge, in Ausübung bringen zu lassen. Er wacht über die Ordnung im Ganzen; an ihn laufen die Berichte der Statthalter; bey eiligen, in den Gesetzen nicht bestimmten Fällen, befiehlt er vorerst, was geschehen soll; ist die Sache wichtig, betrifft sie zum Beyspiel Krieg und Frieden; so beruft er die National-Versammlung, oder erbittet sich schriftlich ihre Stimmen. Diese National-Versammlung kömmt ordentlich zwar nur alle sechs Jahre ein Mahl zusammen, weil dann die Mitglieder, woraus sie bestehen soll, aus allen Provinzen gewählt werden; allein diese sechs Jahre hindurch bleibt doch jeder von den National-Räthen in dem Verhältnisse, daß er bereit seyn muß, mit seiner Person oder seinem

Gutachten sich einzustellen. In allen Fällen, die ein Mahl in den Landes-Gesetzen bestimmt sind, bedarf es weiter keiner Anfragen, der König darf darin nichts willkührlich thun, muß immer pünctlich auf Befolgung derselben halten, darf eigenmächtig keine Strafen verhängen, aber auch keine Strafen erlassen, noch mildern.

Im Kriege ist der König kein Heerführer, sondern bleibt, so wie alle Staatsbediente, im Lande. Die Generale werden von der National-Versammlung ernannt und mit Instructionen versehen.

Er ist verpflichtet, jeden Morgen drey Stunden lang jedermann, der ihn sprechen will, vor sich zu lassen, Klagen anzuhören, oder schriftliche Aufsätze darüber zu fordern, wenn das nöthig ist, und dann die Sachen den verschiednen Gerichtshöfen zur Besorgung zu übergeben. Sechs untergeordnete Staats-Räthe arbeiten unter seiner Anweisung in diesen Geschäften.

Mit ihm zugleich wird ein Vice-König erwählt, der aber nicht eher etwas mit Staats-Geschäften zu thun hat, als bis der wirkliche König krank, zur Arbeit unfähig wird, oder stirbt.

Die Residenz des Königs und des Staatsraths wird gleichfalls alle sechs Jahre, nach der

Reihe,

Reihe, aus einer der zwölf Hauptstädte des Landes in die andre verlegt.

Des Königs Person ist nicht heiliger als die eines jeden andern nützlichen Bürgers; ihm wird keine Art von äußerer, sclavischer Verehrung bewiesen; er ist kein Gesalbter und kein Statthalter Gottes; er hat keine Leibwachen, keine ausgezeichnete Kleidung; seine Kinder und Verwandte sind Privat-Leute, wie wir Alle; er ist niemand in Gnaden gewogen, und niemand ist ihm unterthänig. Er erhält während der sechs Jahre seiner Amtsführung, da er nicht Muße übrig hat, durch Betreibung andrer Geschäfte seinen Unterhalt zu gewinnen, ein ansehnliches, doch nicht das Einkommen eines reichen Privatmannes überschreitendes Jahrgeld; allein der Staat besoldet ihm keine Hofschranzen, keine Müssiggänger, hält ihm keine Spielwerke. — Unser König soll ein weiser Mann seyn, und ein weiser Mann ist über Flitterstaat, unnütze Bedürfnisse und Thorheiten hinaus.

Der König kann keinen, auch den geringsten Diener des Staats nicht, weder ernennen, befördern, noch absetzen. Alle werden entweder von ihren Untergebnen, oder von ihres Gleichen gewählt, oder, besonders die, welche Besoldung

erhal-

erhalten, von dem Collegio ihrer Vorgesetzten ernannt. Zu allen diesen Aemtern aber die Subjecte, so wie überhaupt alles, was der König nöthig und nützlich findet, in Vorschlag zu bringen, das ist seine Pflicht; und seine Mitbürger werden gewiß gern, wenn sie können, auf seine Empfehlungen Rücksicht nehmen, da seine Geschäfte ihn in den Stand setzen, die Bedürfnisse des Landes und die Fähigkeiten einzelner Personen genauer kennen zu lernen.

Wundert Euch nicht, meine lieben Mitbürger! wenn ich meinem Könige so wenig willkührliche Macht einräume, ihn so gänzlich den Gesetzen und der Nation unterwerfe! Ihr habt es hier gesehen, welche schreckliche Dinge der Despotismus anstellen kann; und wenn Ihr überleget, wie groß der Reitz eines ehrgeitzigen Mannes ist, seine Gewalt über andre Menschen immer weiter auszudehnen; wenn Ihr einen Blick in die Geschichte werfet und da leset, wie die Beherrscher der Völker in allen Zeitaltern stufenweise weiter gegriffen haben, von einer Gewaltthätigkeit zur andern fortgeschritten sind, bis zuletzt ganze Völker sich und Gottes Erdboden, den sie bebauet hatten, als das Eigenthum eines höchst elenden Menschen ansahen, der ihnen nach

Belieben Gesetze gab, die er selbst nicht hielt, und, wenn er ein Mahl einen Ueberrest von Menschlichkeit und Pflicht=Erfüllung zeigte, dieß denen Leuten, welche ihn ernährten und beschütz=ten, für überschwengliche Gnade und Huld ver=kaufte — wenn Ihr das alles überlegt; so denke ich, Ihr werdet die Nothwendigkeit einsehen, bey Gründung einer neuen Constitution, auch die entfernteste Möglichkeit, wiederum unter das Joch der Tyranney zu kommen, aus dem Wege zu räumen. Wem schaudert nicht die Haut, wenn er lieset, wie Philipp der zweyte von Spanien und sein Herzog von Alba mit der Existenz der Menschen gespielt haben; wie gegen Sclaverey unempfindlich gewordene Menschen den kleinen, verachtungswerthen Ludwig den Vierzehnten, der seiner niedrigen, kindischen Eitelkeit Millionen Leben und den Flor des Reichs aufopferte — den Großen nannten; wie das Oberhaupt eines Standes, der den Eid der Keuschheit schwören muß, der Chef einer Religionspartey, die Hu=rer und Ehebrecher zur Verdammung verurtheilt, wie der Pabst Alexander der Sechste seine aner=kannten Bastarte zu Herzogen erhob, und in öf=fentlicher Unzucht und Blutschande lebte; wie endlich noch jetzt in allen Ländern Europens große und kleine Fürsten mit Verordnungen und Stra=

fen

sen Unfug treiben, und Todes-Urtheile über Verbrechen unterzeichnen, die sie und ihre Lieblinge täglich begehen? — Und diese Beyspiele sollten uns nicht die Augen öffnen? — Doch, lasset uns jetzt von den übrigen Staats-Bedienten reden!

So lange ein Mann Mitglied des Nationalraths, oder des höchsten Volks-Tribunals ist, kann er kein Amt im Staate bekleiden, denn er kann nicht zugleich Herr und Diener seyn.

Die Staatsräthe des Königs haben keine Stimme, sondern besorgen nur, unter seiner Anweisung, das Mechanische der Geschäfte. Sie sind also eigentlich keine Staats-Bediente, obgleich die Nation sie besoldet; der König allein wählt sie sich, kann sie nach Willkühr annehmen und verabschieden, denn er allein hat mit ihnen zu arbeiten.

Das ganze Reich ist in zwölf Provinzen getheilt; jede Provinz hat eine grosse Stadt, die, wie ich schon gesagt habe, abwechselnd die Residenz des ganzen Reichs wird. In jeder dieser Städte wohnt ein Statthalter, der in seiner Provinz die Stelle bekleidet, welche der König im ganzen Reiche versieht, doch also daß er an

den

den König berichten muß. Der Statthalter ist der Präsident des Provinzial-Tribunals, das, außer ihm, aus sechs Räthen besteht, und Justiz-Finanz- und alle andre Angelegenheiten der Provinz dirigirt. Jeder Rath hat eine Stimme; der Statthalter nur dann, wenn die Meinungen getheilt sind. Der Statthalter und diese Räthe werden aus den Municipal-Magistraten und von denselben gewählt, und von der Nation besoldet. Weiter hinunter muß jeder Staats-Bediente sein Amt unentgeltlich verwalten. Nur die unbeträchtlichsten kleinen Stellen, wie zum Beyspiele die der Aufseher über Straßen und Dämme, Nachtwächter und so ferner sind mit Gehalt verknüpft. Alle wichtige Aemter werden nur sechs Jahre lang von denselben Personen bekleidet.

Außer der großen Provinzial-Stadt sind in jeder Provinz nur noch drey kleinere Landstädte und drey große und neun kleinere Dörfer. Es ist vorgeschrieben, aus wie viel Häusern und Familien höchstens diese Städte und Dörfer bestehen dürfen. Dieß ist nach der möglichst zu erwartenden Bevölkerung bestimmt. Nimmt irgendwo die Volks-Menge über diese Grenze hinaus zu, so wird den übrigen Familien in einer andern Gegend, wo die Anzahl noch nicht vollständig ist, ein Aufenthalt angewiesen.

In

In jeder der kleinern Städte ist ein Municipal-Magistrat, der aus einem Vorsteher und vier Beysitzern besteht; diese werden aus und von der Bürgerschaft gewählt.

Drey kleinere Dörfer stehen unter einem Beamten, der zwey Gehülfen hat, und mit diesen in dem größern Dorfe wohnt. Er und sie werden von den Landleuten gewählt. Es müssen aber Männer seyn, die in dem größern Dorfe ansässig sind.

Jedes kleinere Dorf hat einen Richter, den die Einwohner wählen.

Alle kleinere Stellen werden durch Wahlen in den Stadt-Quartiren und Dorf-Gemeinen alle drey Jahre besetzt. Berichte, Anfragen und Foderungen gehen von unten hinauf, doch also, daß die Dorf-Angelegenheiten durch die Beamten, die Stadt-Sachen durch die Magistrate an das Provinzial-Collegium gehen. Eben so laufen die Antworten und Bescheide von oben herunter. Was in den Gesetzen klar bestimmt ist, darüber wird nicht angefragt, sondern es wird kurz abgethan. Die letzte Instanz für jemand, der auf diesem Wege keine Befriedigung findet, ist der König, der, wenn die Sache wichtig ist, sie dem National-Collegio vorträgt.

Da

Da die Regierungsgeschäfte auf diese Weise gar nicht verwickelt seyn werden, so bedarf es nicht für jeden Zweig derselben eines eignen Collegiums. Die Haupt-Regierung, die Provinzial-Directionen, die Stadt-Collegia und die Dorf-Obrigkeiten haben zugleich das Justiz- Finanz- Kriegs- und Policeywesen, kurz! alles zu besorgen.

Jeder Abyssinier in der Stadt und auf dem Lande ist verbunden, noch außer den Jahren, da er die Waffen tragen muß, wovon in der Folge geredet werden wird, wenigstens drey Jahre seines Lebens hindurch unentgeltlich ein kleineres bürgerliches Amt zu verwalten — gleichviel welches! Er muß es annehmen, wenn das Zutrauen seiner Mitbürger ihn dazu erwählt.

Alle Aemter, Stände und Gewerbe im Staate aber sehen wir für gleich wichtig und vornehm an. Das Wort Rang wird bey uns gänzlich unbekannt werden. Der Staat bedarf eben so nothwendig eines Nachtwächters, als eines Beamten, eben so nothwendig eines Schusters, als eines Gelehrten. Wer kann bestimmen, wie viel eignes Verdienst der Mann, und wie viel mehr oder weniger Nutzen das gemeine Wesen davon zieht, daß dieser Mann grade Talente zu dem und nicht zu jenem Geschäfte von der Natur

erhalten, oder ausgebauet hat? Und welcher Mann verdient wohl mehr Achtung und Vorzug, der, welcher, mit besondrer Fertigkeit und mit unausgesetztem Fleisse, Jahr aus Jahr ein, Schwefelhölzer schnitzelt und davon seine Familie ernährt, oder der Bücherschreiber, der ein Mahl vortreffliche Dinge hat drucken lassen, die übrige Zeit seines Lebens aber gefaullenzt und, bey der Ungewißheit, ob er mit seiner Schriftstellerey wirklich etwas Gutes gestiftet, die Gelegenheit und Pflicht, unmittelbar seine Kräfte dem gemeinen Wesen zu widmen, verabsäumt hat? Vom Schuster kaufe ich Schuhe, weil er das Schuhmachen gelernt hat, vom Arzte eine Vorschrift für meine Gesundheit, weil er sich darauf versteht. Der Eine kann sich glücklicher fühlen in dem Besitze einer edlen Kunst, als der Andre mit seiner bloß mechanischen Geschicklichkeit; das ist seine Sache; aber ich, der ich beider bedarf, warum soll ich weniger tief den Hut abziehen vor dem, der meine Blöße bekleidet, damit ich nicht durch Verkältung krank werde, als vor dem, der mir, wenn ich krank bin, zu helfen sucht? Mit der innern Ehrerbiethung und Achtung, ja! da ist es ganz etwas anders; wenn wir diese zum Maßstabe unsrer äußern Behandlung annehmen wollen, so bin ich gern zufrieden. Da wird

man

man denn aber auch dem ehrlichen Tagelöhner oft eine tiefe Verbeugung machen müssen, indeß der schelmische Minister, wie er es verdient, über die Schulter angesehen wird. In despotischen Staaten hält sich der geringste Fürsten-Sclave, und wäre er auch nur ein gemeiner Schreiber, für ein Wesen besserer Art, als der freye, unabhängige Handwerksmann. — Fort mit diesen Armseligkeiten! Fort mit Rang und Titeln! Die Rücksichten, welche man auf höheres Alter, auf bessere Erfahrungen, auf Weisheit, Güte, feinere Sitten und Herzens-Sympathie nimmt und im äußern Betragen zeigt, die werden nie wegfallen; aber vor falschem Glanze und eingebildeten Vorzügen wollen wir nicht länger die Knie beugen. Der redliche und verständige Bauer stehe in unsrer Achtung hoch über den nichtswürdigen Sohn des Staatsraths. Der Vorgesetzte im Amte ist nur in Amts-Geschäften vornehmer, als sein Untergeordneter; außerdem gilt er nicht mehr, als was er, als Mensch betrachtet, werth ist. Sollten wir Gesandten an fremde Höfe schicken, so müssen diese in Gesellschaft andrer Bothschafter allen Rangstreit aufgeben. Sie sind nicht Stellvertreter eines Despoten, sondern Geschäftsträger einer Nation; und ein Volk ist nicht vornehmer, als das andre.

Noch viel alberner als die Idee von Rang und Titel überhaupt, ist der Begriff von ererbten oder erkauften, oder von einem Menschen dem andern verwilligten Range und Titeln — mit einem Worte: der Begriff von erblichem und ertheiltem Adel. Wie kann ein Fürst, und wäre seine Macht auch unbegrenzt, ein ganzes Volk zwingen, einen Menschen für edel zu halten? Wie kann er die Nachkommenschaft dieses Mannes, die noch nicht existirt, schon zum voraus für edel erklären? Wie kann der, welcher Verdienste um sein Vaterland hat, die größere Achtung seiner Mitbürger auf einen Andern übertragen, der vielleicht gar keine Verdienste hat, gar keine Achtung verdient? Wie schreyet man über Ungerechtigkeit, wenn in einem Lande der rechtschaffne Sohn eines schlechten Vaters einen Theil der Verachtung und Strafe mit tragen muß, die sein Erzeuger verwirkt hat? — Und dennoch findet man es billig, daß ein verachtungswerther, dummer Mensch auf die größte äußere Ehre, auf die höchsten Staats-Bedienungen, auf Freyheiten, Vorrechte, Exemtionen, Einkünfte und andre Vortheile Anspruch machen dürfe, weil das Ungefähr ihn muthmaßlich hat von einer Familie abstammen lassen, von welcher ein Mahl ein Mann von vorzüglich guten Eigen-

schaften

schaften das Oberhaupt gewesen ist, vielleicht auch nur diese Vorrechte für sich und die Seinigen erkauft oder erschmeichelt hat!

Also kein Adel und keine Titel mehr unter uns! Ist es aber nicht grausam und gewaltthätig, einer ganzen Classe von Bürgern Vorrechte zu rauben, in deren langjährigem Besitze sie sind? — Nichts weniger! denn nach dieser Lehre dürften ja gar keine verjährte Mißbräuche abgeschafft, keine durch Usurpation erschlichene Rechte vernichtet werden. Und hätten unsre Vorfahren ihren Tyrannen und deren Gehülfen jene Privilegien, die wir nun aufheben, durch die heiligsten Eide, auf ewig zugesichert; — was kümmert das uns? Durften sie etwas verschenken, was nicht ihr Eigenthum war? durften sie Gesetze geben, die den ersten Gesetzen der Menschheit widersprechen?

Allein ich sehe auch schon voraus, wie wenig Verwirrung diese Abschaffung der erblichen Vorzüge, diese Vernichtung eines falschen Stämpels des Verdienstes stiften wird. Die Edeln unter den Edelleuten werden sich nun freuen, wenn sie überzeugt seyn können, daß sie die Achtung, welche ihnen ihre Mitbürger vor wie nach beweisen werden, nun wirklich ihrem wahren Werthe und

nicht dem Vorurtheile zu danken haben; ihre Kinder werden sich bestreben, sich zu guten nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden, um nicht die Demüthigung zu erleben, geringere Vorrechte, als ihre Aeltern zu genießen. Nur die so genannten Parvenüs, die so lange nach diesen elenden Vorzügen gekämpft haben, und die Unwürdigsten unter den jetzt lebenden Edelleuten werden murren und schreyen, besonders die letztern, darüber, daß man ihnen das Einzige nimmt, was sie noch ein wenig empor heben konnte — aber denen geschieht schon recht.

Daß Sclaverey und Leibeigenschaft von jetzt an auf immer in Abyssinien aufhören müssen, versteht sich wohl von selbst. Wir sind alle freye Menschen, und wer bey dem Andern in Dienste tritt, kann sich jeden Augenblick wieder frey machen, sobald er Mittel findet sich häuslich niederzulassen und sein eigner Herr zu werden.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Fortsetzung. Ehen. Kinder-Erziehung. Väterliche Gewalt.

Das erste und natürlichste Band unter den Menschen, ist das zwischen Mann und Weib; auch diese Verbindung muß die bürgerliche Gesellschaft veredeln, fester knüpfen und durch weise Gesetze den Unordnungen steuern, die den Ehestand verbittern oder trennen könnten, ohne ihn jedoch durch drückenden Zwang zu einem beschwerlichen Joche zu machen.

Im rohen Stande der Natur suchen beide Geschlechter, wenn sie sich verbinden, nichts, als Befriedigung ihrer körperlichen Triebe; im bürgerlichen Leben soll die Frau des Mannes treue Gefährthinn, Gehülfinn, Gesellschafterinn, Theilnehmerinn an seinen Leiden und Freuden, Mitregentinn seines Hauswesens und Mutter und Mit-Erzieherinn seiner Kinder seyn. Vernunft, Gefühl und Kenntniß der menschlichen Natur sagen uns daher sehr laut, daß Ein Mann nicht zugleich mehr Weiber, Ein Weib nicht zugleich

mehr Männer haben soll, und daß das ehliche Bündniß nicht willkührlich, jeden Augenblick, wenn es einem der beiden Theile gefällt, wieder getrennt werden darf. Von einer andern Seite aber würde es hart seyn, wenn der Staat zwey Menschen, die in jugendlicher Uebereilung sich verbindlich gemacht haben, mit einander zu leben, nachher aber finden, daß ihre Gemüthsarten durchaus nicht zu einander passen, und daher beiderseits unter sich darüber einig geworden sind, sich wieder zu trennen, wenn er diese zwingen wollte, einander zur Qual, ein unzertrennliches Paar auszumachen. Folgende Gesetze über den Ehestand wird man daher der Vernunft und Billigkeit gemäß finden:

Es muß ein dem Clima angemessenes Alter bestimmt werden, unter welchem Jünglinge und Mädchen nicht heirathen dürfen.

Er und sie melden sich bey der Obrigkeit, lassen sich als Mann und Weib einschreiben, und geben zugleich an, welche Art von Gewerbe oder Beschäftigung sie künftig treiben wollen.

Es gibt keine Verwandtschafts-Grade, die ein ehliches Bündniß unter Blutsfreunden unerlaubt machten.

Die

Die Aeltern der jungen Leute haben nicht das Recht, der Wahl ihrer Kinder bey den Heirathen Zwang aufzulegen.

Werden aus der Verbindung zweyer Personen, die sich nicht als Mann und Weib bey der Obrigkeit angekündigt haben, Kinder erzeugt, so entsteht die Frage: ob der Mann verehlicht oder ledig ist? In beiden Fällen trifft das Kind nicht der geringste Nachtheil von dieser Unregelmäßigkeit, sondern dieß erbt den Vater wie jedes andre ehliche Kind. Er muß es in sein Haus aufnehmen, und die Obrigkeit wacht darüber, daß er ihm eben so viel Sorgfalt, als den Söhnen und Töchtern widme, die in öffentlicher Ehe erzeugt werden. — Der Nahme Bastart ist also bey uns gar nicht schimpflich. Wo man den zufälligen Umständen der Geburt und Abstammung keine Vortheile einräumt, da muß man ihnen auch keine nachtheiligen Einflüsse gestatten.

Ist nun der Vater des Kindes unverehlicht, oder Witwer, so werden beide Aeltern vor Gericht gefordert und befragt, was sie abgehalten haben kann, sich auf gesetzmäßige Weise zu verbinden? Zeigen sich ökonomische Hindernisse, so sucht man diese aus dem Wege zu räumen. Wollen aber beide Theile, oder will einer von

 ihnen

ihnen sich auf keine ehliche Verbindung einlassen, so wird der Vater angehalten, sich das Kindes vollkommen so anzunehmen, als wenn er es in rechtmäßiger Ehe erzeugt hätte. Außerdem legt ihm das Gericht noch eine nach den Umständen zu bestimmende Strafe auf, die, wenn der Fall öfter eintritt, verstärkt wird. Das Mädchen wird nicht bestraft, theils in Rücksicht der Schwäche des Geschlechts, theils um nicht Gelegenheit zu Verheimlichung und Kindermord zu geben.

3. Ist der Vater ein Ehemann, so muß er das Kind in sein Haus aufnehmen, und es wird ihm eine schwere Strafe auferlegt, doch keine Geldbuße, weil dadurch sein Weib und seine andern Kinder am mehrsten gestraft seyn würden.

Ehescheidungen können Statt haben, wenn entweder, beide Theile es verlangen, oder wenn nur der eine Theil darum anhält. In beiden Fällen wird die Klage nicht eher angenommen, als nachdem Mann und Frau drey Jahre lang mit einander gelebt haben, es müßte dann ein bewiesener Ehebruch, oder Lebensgefahr von einer Seite die Ursache der verlangten Scheidung seyn.

Halten Eheleute, die nach dreyjährigem Ehestande durchaus nicht länger mit einander leben

zu

zu können glauben, gemeinschaftlich um die Trennung an, so wird ihnen noch ein halbes Jahr Bedenkzeit gegeben. Melden sie sich dann wieder, so werden sie geschieden, dürfen wieder heirathen; dem Mann liegt die Versorgung der Kinder ob, und die Frau muß sich zu ernähren suchen, so gut sie kann.

Bittet einer von den beiden Theilen um die Ehescheidung, so kömmt es auf die Ursache an, weßwegen er die Trennung fordert. Bey einem Ehebruche, welcher erwiesen der Frau zur Last fällt, darf der Mann sogleich wieder heirathen; die Frau wird auf eine nach den Umständen zu bestimmende Zeit entweder in ein Straf-Arbeitshaus oder gar in ein Gefängniß gesetzt, und darf nach Verlauf dieser Zeit, wenn sich ein Mann findet, der Ihrer begehrt, wieder heirathen. Sie kann sich gebessert haben und es wäre grausam, sie lebenslang den Qualen eines heftigen Temperaments auszusetzen. Die Kinder, welche der Mann nicht für die seinigen erkennen kann, nimmt der Staat in die Waisenhäuser auf.

Fordert die Frau die Scheidung wegen eines erwiesenen Ehebruchs von Seiten des Mannes, so muß dieser die Frau lebenslang unterhalten.

Seine

Seine Strafe wird eben so bestimmt wie im vorigen Falle.

Ehescheidungs-Klagen wegen Unfruchtbarkeit werden nicht angenommen.

Unvermögenheit oder solche Kränklichkeit, die den vertrautesten Umgang unter Eheleuten unmöglich oder gefährlich macht, muß von Aerzten bestätigt werden. Die Scheidung geschieht dann auf gute Weise; beide Theile treten in die Rechte unverheiratheter Personen zurück. Sind Kinder da, so muß sie der Mann ernähren. Ist die Frau während der Ehe kränklich geworden, so muß der Mann für ihren Unterhalt sorgen.

Eheleute, die über sechs Jahre lang, ohne gerichtliche Klage gegen einander, zusammen gelebt haben, können, auf Verlangen des Einen Theils, nicht so leicht, nach zehnjähriger ruhiger Ehe aber, gar nicht geschieden werden; es sey dann, daß bewiesener Ehebruch, oder Lebensgefahr die Ursache wäre.

Ehescheidungs-Klagen von Einem Theile, wegen Verschiedenheit der Gemüthsart oder dergleichen, werden nicht angenommen; aber gegen Mißhandlungen, Verschwendung des Vermögens rc. schützen die Gerichte und können, wenn gar kein anderes Mittel da ist, ex officio scheiden.

Geschie-

Geschiedene Eheleute, die sich zum zweyten Mahle mit einander verheirathen, können nie wieder getrennt werden.

Da bey uns, wie man in der Folge sehen wird, jeder arbeitsame Mensch mit Weib und Kindern Unterhalt finden, folglich im ganzen Reiche kein Bettler geduldet werden kann; also auch die Schwierigkeit, eine Familie zu ernähren, niemand abhalten darf, sich zu verheirathen, so kann man desto strenger alle Hurerey bestrafen. Deßwegen werden Personen beiderley Geschlechts, welche überwiesen sind, daß sie sich einer liederlichen, ausschweifenden Lebensart ergeben haben, bey der ersten Ertappung scharf gezüchtigt und, wenn sie zum zweyten Mahl eines solchen Lebenswandels überwiesen werden, sowohl wie Kuppler und Kupplerinnen, nach den Umständen, zu kurzer, langer oder immerwährender Gefängniß-Strafe, oder zur Landes-Verweisung verurtheilt.

Es kann dem Staate nicht gleichgültig seyn, wie die Kinder der Bürger im Physischen, Intellectuellen und Moralischen erzogen und gebildet werden. Ein grosser Theil der Möglichkeit, unsre neue Staats-Verfassung einzuführen und dauerhaft zu machen, beruht auf der Hoffnung,

daß

künftig bestimmt seyn, zu welcher Lebensart es auch sey, unentgeltlich, ein gleicher Unterricht im Lesen und Schreiben der Muttersprache, so wie im Rechnen ertheilt werde; dabey mache man sie mit einigen Hauptsätzen der Naturlehre und Naturgeschichte, des Landbaues und der Meßkunst bekannt; lehre sie ein wenig Geschichte und Erdbeschreibung; rede mit ihnen von den verschiednen Temperamenten der Menschen, von den Regeln der Klugheit und Redlichkeit, die man im Umgange mit diesen verschieden gestimmten Leuten zu beobachten hat, von den natürlichen und geselligen Pflichten, von den Mitteln zu Beförderung eigner und fremder, innerer und äußerer Glückseligkeit, und lege ihnen endlich einen Auszug aus den wichtigsten Gesetzen des Landes vor, wobey der vernünftige Grund jedes Gesetzes erklärt werden muß! Dieß sind die wichtigsten Vorkenntnisse für jeden Bürger eines gut eingerichteten Staats. Was die Religion betrifft; so rede man mit Ehrfurcht von dem unbegreiflichen Wesen Gottes, des Schöpfers und Erhalters; lehre sie, daß treue Berufs-Erfüllung die beste Weise sey, sich seiner Wohlthaten werth zu machen; verbinde mit dem Studium der Geschichte eine Nachricht von den verschiednen Meinungen verschiedner Völker über das

Wesen

Wesen Gottes und der Art, ihm äußere Verehrung zu bezeugen, und überlasse ihnen, sich bey reiferm Alter eine von diesen Methoden zu wählen!

So bald einem Vater ein Kind geboren wird, ist er verbunden der Obrigkeit Anzeige davon zu thun, damit das Kind, unter dem Nahmen, den ihm der Vater gleich bey der Geburt gibt, in die Listen eingetragen werde.

Bis in das zehnte Jahr bleiben die Kinder der Sorgfalt der Eltern einzig überlassen, und der Staat mischt sich nicht in ihre Erziehung.

Hinterläßt ein Hausvater bey seinem Tode unmündige Kinder, so werden denselben Vormünder gesetzt, und zwar jedem Kinde ein eigner. Von den Vormündern hängt es ab, ob sie die Kinder in ihre Häuser aufnehmen und mit ihren Söhnen und Töchtern erziehen, oder aber, besonders wenn öconomische Rücksichten dieß nothwendig machen, sie dem Staate übergeben wollen. Im letztern Falle werden die Kinder, welche unter zehn Jahre alt sind, dem Waisenhause anvertrauet, diejenigen aber, welche dieß Alter schon erreicht haben, bey einem Mitbürger in die Kost gegeben. Der Staat bezahlt eine bestimmte im ganzen Reiche gleichförmige Summe dafür

und die Kinder besuchen die öffentliche Schule des Orts, wovon schon vorhin ist geredet worden, und woselbst sie unentgeltlich in den, jedem Bürger nöthigen Kenntnisse unterrichtet werden.

Unter einem Waisenhause darf man sich keine solche Anstalt denken, darin armer Leute Kinder dürftig ernährt, unterrichtet und zu den niedrigsten Bestimmungen im Staate zubereitet werden, sondern ein öffentliches Gebäude, worin die Kinder aus allen Classen der Bürger, wenn sie früh ihre Aeltern verlieren, aufgenommen und nicht weniger sorgsam als alle übrige Kinder gebildet und gepflegt werden.

Von den Schulanstalten ist noch folgendes zu sagen. So bald ein Kind das zehnte Jahr erreicht hat, so ist der Vater oder Vormund verbunden, der Obrigkeit anzuzeigen, ob er denselben häuslichen Privat-Unterricht geben und geben lassen, oder es in die öffentliche Schule schicken will. Im ersten Falle hält die Obrigkeit ein wachsames Auge darauf, daß auch in der Privat-Erziehung nichts vernachläßigt werde. Zu diesem Endzwecke wird jährlich an gewissen Tagen die Jugend, welche die öffentliche Schule nicht besucht, versammelt, und in Gegenwart eines Richters und einiger Zeugen von den öffent-

 lichen

lichen Lehrern und Lehrerinnen geprüft. Diese Prüfung erstreckt sich, wie sich das versteht, nicht eigentlich auf gelehrte Kenntnisse; auch wird dabey Rücksicht auf Fähigkeiten, Temperamente und Umstände genommen. Findet sich's aber, daß der Vater oder Vormund sich eine auffallende Nachlässigkeit in der Bildung des Kindes hat zu Schulden kommen lassen, so wird er ernstlich zu grösserer Sorgsamkeit ermahnt, und, wenn dann die nächstjährige Prüfung nicht besser ausfällt, gezwungen, das Kind in die öffentlichen Lehrstunden zu schicken. Hat der Vater Vermögen, oder, wenn er nicht mehr lebt, dergleichen hinterlassen, so muß er das festgesetzte jährliche Schulgeld in die Staats-Casse bezahlen, wo nicht, so bleibt es bey der Einrichtung, daß die Kinder unentgeltlich die Wohlthat des Unterrichts genießen.

Die Wahl der Lehrer und Lehrerinnen liegt der Obrigkeit ob. Es gehören aber diese Personen zu der geachtetsten Classe unsrer Mitbürger, und wenn wir nicht alle Rang-Ordnungen abgeschafft hätten, so würden sie gewiß zu dem ersten Range gerechnet werden müssen. Sie werden vom Staate so besoldet, daß sie gemächlich und ohne häusliche Sorgen leben können. Unverheirathete Personen werden nie zu öffentlichen

Lehrern und Lehrerinnen gewählt, wohl aber Witwer und Witwen.

Es versteht sich, daß in jedem Dorfe und jeder Stadt wenigstens Eine besondre Schule für Knaben und eine andre für Mädchen errichtet werde. In letztern wird der literarische Unterricht als Nebensache, die Anweisung zu aller Art weiblichen häuslichen Handarbeit als der Hauptgegenstand betrachtet.

Um aber auch in männlichen Schulen die Kinder an Arbeitsamkeit zu gewöhnen, so ist mit denselben eine Industrie-Schule verknüpft. Ein mehrere Stunden lang fortdauernder trockner Vortrag ermüdet; recht bequem kann nebenher und in den Zwischenfristen eine nützliche Handarbeit getrieben werden, und es ist ein abgeschmacktes Vorurtheil, daß dergleichen für das männliche Geschlecht, besonders für die, welche sich den Wissenschaften widmen, unanständig wäre. Die Arbeiten, welche hier verfertigt werden, liefert der Lehrer in die öffentlichen Magazine ab, und erhält von daher die Materialien und Werkzeuge. Was in den Mädchen-Schulen gearbeitet wird, kömmt gleichfalls dahin. Man wird in der Folge hören, wozu diese Magazine genützt werden.

Der

Der Unterricht in den öffentlichen allgemeinen Schulen wird vom zehnten bis zum funfzehnten Lebensjahre der Kinder fortgesetzt. So bald ein Kind dieß Alter erreicht hat, so ist der Vater oder Vormund verbunden, der Obrigkeit anzuzeigen, zu welcher Lebensart er den jungen Menschen bestimmt. (Die Mädchen bleiben als Gehülfinnen bey ihren Müttern oder Verwandten oder andern guten Leuten, bis sie Gelegenheit finden, sich zu verheirathen.) Leiden es die öconomischen Umstände, so sorgt nun der Vater oder Vormund dafür, daß der junge Mensch, je nachdem er aus ihm einen Handwerker, Gelehrten, Künstler, Kaufmann, Landmann, oder was er aus ihm machen will, auf eigne Kosten seine Lehrjahre in der neuen Laufbahn antrete; wo nicht, so übernimmt der Staat diese Sorgfalt; dann aber wird der Knabe erst geprüft, und es hängt von der Obrigkeit ab, wenn man ihn zu einem Geschäfte untauglich findet, ihm dazu keine Unterstützung zu geben. Gezwungen wird niemand zu irgend einer Lebensart; aber dem Staate kann man auch nicht zumuthen, Kosten zu verwenden, um Menschen auf Plätze zu stellen, auf welchen sie sich und Andern zur Last sind, und immer eine schlechte Rolle spielen.

zwingen darf, auch kein Vater den Sohn, eine Lebensart zu ergreifen, zu welcher er keine Neigung hat. Beklagt sich der Sohn desfalls bey der Obrigkeit, so wird die Sache untersucht, und findet man, daß er Geschick und Lust zu einem andern Studium hat, als wozu ihn der Vater bestimmt, so wird dieser angehalten, so viel herzugeben, als er seinem Plane nach verwenden wollte, der Sohn folgt seinem bessern Berufe, und der Staat trägt den Rest der Unkosten.

Bis in das funfzehnte Jahr der Kinder leidet die väterliche Gewalt weiter keine Einschränkung, als die, von der vorhin in Ansehung des Unterrichts ist geredet worden; es müßte denn seyn, daß grausame, durch Zeugen bewahrheitete Mißhandlungen von Seiten der Aeltern, die Obrigkeit nöthigten, sich in ihre häuslichen Geschäfte zu mischen. Nach dem funfzehnten Jahre hingegen gehören die Kinder schon mehr dem Staate, als ihren Aeltern, können sich gänzlich der väterlichen Gewalt entziehen und sich in den Schutz des Staats begeben. Dann aber ist der Vater auch nicht mehr verbunden, den Sohn zu unterhalten, und dieser muß sich's gefallen lassen, welche Art von Laufbahn ihm der Staat anweisen will, damit er nicht dem gemeinen Wesen

zur

zur Last falle. Ist hingegen der Vater von dem Sohne unzufrieden, so kann er gleichfalls (jedoch nicht vor dem funfzehnten Jahre) seine Hand von ihm abziehen. Indem er ihn aber dem Staate übergibt, muß er zugleich eine zu bestimmende Summe zu Abkaufung seiner Verbindlichkeiten in den öffentlichen Schatz erlegen.

Mit dem zwanzigsten Jahre des Jünglings hört alle Gewalt des Vaters über ihn, aber auch alle Verbindlichkeit desselben, ihn zu ernähren, auf.

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung. Eigenthum. Erbschaften. Versorgung der Bürger.

Beynahe eben so vernunftwidrig, als der Begriff von geerbten Ständen, Titeln und Würden, ist die Idee von geerbtem Vermögen. Es ist billig, daß der, welcher durch seinen Fleiß sich Vermögen erworben hat, in dem ruhigen Besitze dieses Vermögens geschützt werde und, so lange er lebt, frey mit dem Erworbnen schalten und walten dürfe; aber daß er auch nach seinem Tode einen Willen haben und berechtigt seyn soll, die Schätze der Erde an wen er will auszutheilen und den Besitz derselben, der nur dem Arbeitsamen zukömmt, wenn er nicht mehr lebt, auf einen Andern auf einen faulen, unthätigen Menschen zu übertragen; daß dieser anfangen kann, wo Jener aufgehört hat; daß er ohne Mühe und Arbeit freye Macht erhält, Tausende zu verwenden, indeß sein würdigrer und fleissiger Nachbar Hunger leidet; endlich, daß dieser vom blinden Ungefähr ihm zugetheilte Vortheil, ihm

in

in allen andern Verhältnissen ein Uebergewicht über bessere Menschen gibt — das ist doch wohl höchst widersinnig und ungerecht. Ließe sich nicht der mögliche Fall denken, daß auf diese Weise zuletzt aller Reichthum eines Landes, und sogar das Land selbst, in die Gewalt eines einzigen schlechten Menschen käme, indeß alle Edeln darben, oder seine Sclaven werden müßten? Freylich sorgt das Schicksal dafür, und auf einen Geizhals folgt in der Familie gewöhnlich ein Verschwender, der den väterlichen Schatz wieder zerstreuet und eine Art von Gleichheit herstellt; allein das ist nur zufällig, ist hundert Mahl auch nicht der Fall, und indessen stiftet doch der unmäßige Unterschied zwischen zufällig reich und arm gewordnen Leuten unendlich viel Unheil. Wie schön wäre es daher, wenn man eine neue, gleiche Vertheilung der Güter vornehmen und dann das Recht, sein Vermögen auf Andre zu vererben, gänzlich aufheben könnte! Der Staat wäre verbunden, jeden seiner Bürger, so bald er mündig würde und seinen Haushalt anfangen wollte, auszustatten; dagegen fielen ihm auch alle von Verstorbnen besessene Güter wieder zu. Ich weiß wohl, welche Einwürfe man dagegen machen kann: wer wird Muth haben, zu arbeiten, etwas zu erwerben, wenn er nicht voraus sieht, für wen

er arbeitet, wenn er vielmehr voraus sieht, daß seine Kinder, so bald er todt ist, sein sauer erworbnes Eigenthum mit dem Rücken ansehen müssen? Ich halte diesen Einwurf für sehr unbedeutend; denn mancher gute Mann wird viel ruhiger schlafen, wenn er weiß, daß seine Kinder dem Staate gehören, daß dieser sie versorgen wird und muß, wenn auch Unglücksfälle ihm sein ganzes Vermögen raubten; und er wird doppelt eifrig arbeiten, den Schatz des Landes zu vermehren, der zu so wohlthätigen Zwecken verwendet wird. Der thätige, betriebsame Mann wird darum nicht faul und nachlässig werden; denn ihm ist Arbeit ein Bedürfniß. Der Verschwender wird darum nicht mehr verprassen; im Gegentheil! er weiß ja, daß er auf keine Erbschaft je rechnen darf und daß, wenn das väterliche Vermögen durchgebracht ist, der Staat ihn zwingen wird, (wie das in der Folge gezeigt werden soll) in einem öffentlichen Werkhause zu arbeiten, um Brot zu haben. Auch wird niemand seine Verschwendung dadurch begünstigen, daß man ihm Geld liehe, und ihm hülfe, seine Güter mit Schulden belasten, die nachher der Sohn bezahlen muß. Und der Geizhals? — der sammelt Geld, aus Liebe zum Gelde, nicht aus Sorgfalt für die Erben. Er glaubt nie

genug

genug zu haben; er hofft hundert Jahre zu leben und zittert nur davor, daß es ihm noch einst am Nothwendigsten fehlen könnte. Aber der Sohn des reichen Mannes wird nun nicht mehr die Nase so hoch tragen gegen ärmere bessere Menschen; er wird nicht, voll Zuversicht auf die zu erwartende Erbschaft, die Gelegenheit verabsäumen, Kopf und Herz zu bilden, sondern, da er nun weiß, daß er, wenn zwey Augen sich schließen, nichts zu erwarten hat, als was er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit erwirbt, sich anstrengen, geschickt und gut zu werden. Und der reiche Vater, der sein Kind liebt, wird, weil er doch dem Sohne sonst nichts hinterlassen kann, als eine gute Erziehung, einen Theil seiner Schätze anlegen, um diesen in allen Wissenschaften und Künsten geschickt zu machen, die ihm einst sichern Unterhalt und Wohlstand versprechen können. Freylich aber würde eine neue gleiche Vertheilung der Glücksgüter in einem schon errichteten Staate schwer zu Stande zu bringen seyn — ich sage schwer, denn unmöglich ist sie ganz gewiß nicht. Lasset uns daher eine Mittelstraße wählen! jedoch muß ich nochmahls erinnern, daß alle meine Vorschläge mehr auf eine gänzlich neu zu gründende, als auf eine nur in einzelnen Nebentheilen zu verbessernde Regierungs-Verfassung

fassung ableiten. Ich muß das ganze Gemählde mit allen Haupt- und Neben-Figuren ausmahlen; von meinen lieben Mitbürgern hängt es ja ab, nur einzelne Gruppen daraus zu copiren.

Ich theile also die Ländereyen aller Provinzen des ganzen Reichs in gleiche Theile, von solchem Umfange, daß der Ertrag einer solchen Portion, nach einem Durchschnitte von guten, schlechten und mittelmäßigen Jahren, grade hinreiche, eine Familie, die aus acht Personen besteht, bequem zu ernähren. Es versteht sich, daß bey dieser Eintheilung auf das Verhältniß des bessern gegen den weniger fruchtbaren Boden Rücksicht genommen werden muß. Von diesen Portionen dürfen die Stadt-Einwohner keine besitzen; ihnen werden nur Gartenplätze verstattet; Dörfern allein kömmt es zu, die Landwirthschaft zu treiben; dagegen wohnen aber auch alle feinere Handwerker, Künstler, Manufacturisten, Kaufleute rc. nur in den Städten. Jede Familie in den kleinen und großen Dörfern bekömmt vom Staate eine solche Portion nebst dem dazu erforderlichen Viehe, dem übrigen Inventarium und den nöthigen Gebäuden in gutem Stande überliefert, und muß dann für ihr weitres Fortkommen sorgen; die übrig bleibenden Portionen und die, welche

dem

dem Staate durch Aussterben ꝛc. heimfallen, werden unter Aufsicht des in dem größern Dorfe wohnenden Beamten und der in den kleinern Dörfern angesetzten Dorfrichter auf Rechnung des Staats administrirt, bey Zunahme der Volksmenge aber, oder wenn ein junges Paar einen Haushalt anfangen will, werden diese vacante Portionen wieder ausgetheilt.

Die Wiesen bleiben ungetheilt dem Dorfe; die Waldungen dem Amte gemeinschaftlich, und weiset der Beamte jedem Bauer jährlich eine gleiche Menge Holz an. Steinbrüche und Bergwerke werden zum Vortheile der Staats-Casse genützt; Jagd und Fischerey dürfen nur von sachkundigen Personen betrieben werden. Jede Gemeine hat ihren Dorf-Fischer und Dorf-Jäger; von diesen werden Fische und Wildbret nach einer bestimmten geringen Taxe verkauft und das Geld wird in die Staats-Casse geliefert.

Kein Einwohner in Abyssinien darf mehr als Eine solche Landportion besitzen und nach seinem Tode fällt sie dem Staate wieder anheim, der sie auf's Neue austheilt. — Kein Grundstück kann also um Geld verkauft, noch auf jemand vererbt werden, aber das, was man mit seinem Fleiße verdient, folglich der Erwerb aus den

verkauften Früchten dieses Landgutes; das baare Geld davon erben die Kinder ihr Theil. Es wird daher jeder gute Hausvater sein Land, obgleich es nach seinem Tode an einen fremden Besitzer kömmt, dennoch möglichst zu verbessern suchen, um durch den Verkauf der Producte Schätze für seine Nachkommen zu sammeln. Es fällt also nicht aller Unterschied zwischen armen und reichen Leuten weg; aber die Reichen können nun nicht mehr die Gewalt des Geldes zu Unterdrückung ihrer Mitbürger anwenden, viel Grundstücke zusammen kaufen, große, mächtige Herren im Lande werden und viel Menschen zu Sclaven und Knechten machen.

Keinem Dorf-Bewohner wird gestattet, auf seine Landportion mehr als Einen Knecht und Eine Magd zu halten. — Lasset uns aber das Wort Knecht abschaffen und diese Leute Gehülfen oder Arbeiter nennen! Ist seine Familie stark, so sind dagegen die ältesten seiner Kinder auch gewiß schon im Stande, ihm und der Mutter bei der Land-Arbeit zu helfen.

Wer sein Gut ansehnlich verbessert oder den Werth des Inventariums und der Gebäude zweckmäßig erhöht, dem oder dessen Erben bezahlt der Staat, wenn ihm das Gut heimfällt eine Vergütung.

Auf kein Grundstück darf Geld geliehen werden.

Wer dem Andern Geld leiht, darf keine Zinsen nehmen. Hierdurch wird allem Wucher, aller Uebermacht des Capitalisten gesteuert und doch behält der reiche Mann einen Wirkungskreis, indem er mit seinem Gelde Handel treiben, Manufacturen anlegen darf u. s. f.

Es ist im vorigen Abschnitte gesagt worden, daß die jungen Leute im funfzehnten Jahre sich zu einer Lebensart bestimmen müßten. Wählen sie nun die Landwirthschaft zu ihrem Fache, so haben sie Gelegenheit, sich in derselben zu vervollkommnen, indem sie als Gehülfen bey andern Landleuten oder auf den Aemtern dienen. Haben sie aber das zwanzigste Jahr erreicht, verheirathen sich und wollen einen eignen Haushalt anfangen, so übergibt ihnen der Staat eine Land-Portion und sie können ihre Geschäfte ohne alle häuslichen Sorgen anfangen. Durch die Menge der Kinder wird kein Hausvater zurückkommen, weil der Staat auf die bisher beschriebne Weise für sie sorgt; der arbeitsame Mann kann also nie verarmen. (Von Erleichterung in Unglücksfällen soll in der Folge geredet werden.)

Wie wird es aber mit dem Verschwender? Ihm wird niemand Geld leihen, (weil bey dem

Geld-

Geldleihen nichts zu gewinnen ist. Kömmt er nun sehr zurück, läßt sein Land unbebauet liegen, seine Gebäude verfallen und verkauft sein Vieh, so greift endlich der Staat zu, nimmt sein Gut in Besitz, versorgt seine Kinder und gibt ihm seine Stelle in einem Werkhause, oder bey andern öffentlichen Arbeiten. Hier wird er zur Thätigkeit angehalten, aber sein Schicksal ist doch noch immer sehr milde. (Seine Frau muß freylich dieß Schicksal mit ihm theilen.) Zeigt er aber Besserung, so wird er auf's Neue in den Besitz eines Guts gesetzt, oder vorerst auf den Amtsgütern angestellt.

Nichts von dem, was Pachtung heißt, findet hier im Lande Statt; denn wer ein Gut verwalten kann, dem übergibt man es ja gern zum lebenslänglichen Eigenthume.

Die Regierung bemüht sich nach und nach alle Gegenden des Reichs urbar, fruchtbar zu machen, Holz anzupflanzen und neue Land-Postionen einzurichten.

Wenn ein Mann zu einem öffentlichen Amte gewählt wird, welches ihn verhindert, seinem Gute vorzustehen, so läßt der Staat dasselbe verwalten, bis die Jahre seiner Amtsführung vorüber sind.

Die

Die Mädchen in Abyssinien haben gar keinen Antheil, weder an den Gütern der Väter, noch an ihrer baaren Verlassenschaft, also überhaupt kein Vermögen. Indessen ist doch auch für sie gesorgt: so lange sie Kinder sind, leben sie in den Häusern ihrer Aeltern oder Vormünder, oder in den Waisenhäusern und werden in allem frey gehalten; nach dem funfzehnten Jahre aber haben sie ja Gelegenheit, als Gehülfinnen in einer Privat- oder Amts-Haushaltung, oder in den Städten ihren Unterhalt zu finden. So bald ein Mädchen dieß Alter erreicht hat, ist der Staat verbunden, ihm eine Ausstattung an Kleidungsstücken und Wäsche zukommen zu lassen. Diese wird aus den öffentlichen Magazinen genommen und ist für alle Mädchen in Abyssinien gleich groß.

Man sage nicht, daß bey dieser Einrichtung, nähmlich wenn die Töchter nicht miterben, häßliche Frauenzimmer, die außerdem vielleicht des Brautschatzes wegen aufgesucht werden, keine Männer bekommen würden. Schönheit ist ein vergänglicher Vorzug und ist dabey ein sehr relativer Begriff. Manchem gefällt ein Gesicht, das der Andre unerträglich findet; häßliche Personen können etwas sehr Angenehmes in ihrem Betragen, und was noch mehr als das ist, sehr

schätzbare Eigenschaften haben, die mehr, als ein glattes Gesicht, das Glück der Ehe befördern. Heirathen, die bloß des Reichthums wegen geschlossen werden, pflegen ja ohnehin selten glücklich auszufallen; reiche Mädchen sind mehrentheils schlechte Wirthinnen, lieben Aufwand und Putz, und verschwenden ihren Brautschatz in den ersten Jahren der Ehe. Ist aber ein Frauenzimmer so äußerst häßlich und ungestaltet, daß sich der Fall gar nicht denken läßt, daß man sie ihrer Person wegen heirathen könnte, so scheint eine solche von der Natur zu keiner ehlichen Verbindung bestimmt. Sie thut besser, ledig zu bleiben, und würde, wäre sie auch noch so reich, nicht glücklich als Hausfrau an der Seite eines Mannes seyn. Sie kann in einem öffentlichen Arbeitshause ein angenehmes und nützliches Leben führen. Alle Witwen finden in diesen Häusern, wovon in der Folge noch mehr geredet werden soll, gleichfalls ihren Unterhalt, oder können, wenn sie Talente dazu haben, öffentliche Lehrerinnen werden.

So viel von den Landleuten! Was die Einwohner der Städte betrifft, so wird, wenn der Knabe, welcher das funfzehnte Jahr erlebt hat, ein städtisches Gewerbe zu seiner künftigen Lebensart wählt, entweder von dem Vater, dem

Vor-

Vormunde, oder dem Staate dafür gesorgt, daß er an einen Ort gebracht werde, wo er Gelegenheit hat, die zu dem gewählten Fache nöthigen Kenntnisse zu erlangen. Wird hierzu ein Kosten-Aufwand erfordert, und es ist kein baares Vermögen da, um diesen zu bestreiten, so hilft der Staat. Hat der Jüngling das zwanzigste Jahr erreicht, will heirathen, oder sonst seinen eignen Stadt-Haushalt anfangen und sein Gewerbe treiben, so wird ihm ein vacant gewordnes Haus in der Stadt, nebst dem dazu gehörigen Garten und Inventarium, und, je nachdem das Geschäft ist, wovon er sich künftig ernähren will, werden ihm auch die nöthigsten Geräthe und Werkzeuge unentgeltlich vom Staate überliefert. Man überläßt ihm dann, für sein weiteres Fortkommen zu sorgen, und wenn er durch schlechte Wirthschaft zurück kommt, findet er, wie in demselben Falle der Landmann, in den öffentlichen Werkhäusern noch immer seine Versorgung.

Es bleibt mir nun übrig, von dem baaren Vermögen der Mitbürger zu reden. Jedermann kann, mit dem, was er sich erworben hat, so lange er lebt, schalten und walten wie er will, in so fern er die vorgeschriebnen Abgaben entrichtet. So bald ein Hausvater stirbt, wird sein Nachlaß von der Obrigkeit untersucht; der zehnte

Theil fällt dem Staate anheim und das Uebrige wird zu gleichen Theilen unter seine Söhne vertheilt.

Kein Vater darf einen Sohn enterben, noch sonst ein Testament machen, dessen Inhalt dieser Einrichtung widerspräche; allein man kann ihm die Freyheit nicht rauben, bey seinen Lebzeiten so viel zu verschenken, als er will. Bey der Erziehung, die wir unsern Kindern geben und bey der Ueberzeugung, die sie haben müssen, daß die gewählten Obrigkeiten nur für das Beste des Ganzen sorgen, läßt sich der Fall nicht denken, daß künftig ein Abyssinier, durch betrügerische Schenkungen bey Lebzeiten, dem Staate das entziehen sollte, was ihm gebührt und was er zu Versorgung der Mitbürger anwendet. Erwiesene Betrügereyen von der Art würden mit Confiscation des Vermögens bestraft werden.

Wo kein Sohn ist, da fällt die ganze Erbschaft dem Staate anheim; Brüder, Aeltern, Seiten-Verwandte und andre Personen können nie erben.

Obgleich die Stadt-Gewerbe manchen Hausvater in die Nothwendigkeit setzen, mehr Bediente oder Gehülfen anzunehmen, als den Landleuten gestattet sind, so muß doch dafür gesorgt werden, daß diese Freyheit nicht in einen unnützen

Auf-

Aufwand ausarte, und nicht jedem eiteln Manne erlaubt sey, eine Menge Müssiggänger zu seiner Bedienung zu unterhalten. Man setzt also voraus, daß ein gewöhnliches bürgerliches Gewerbe ungefähr so viel, als eine gemeine Land-Portion eintragen, folglich, außer den Personen, die zur Familie gehören, noch zwey Gehülfen, männlichen oder weiblichen Geschlechts, ernähren könne; hält nun ein Stadt-Einwohner mehr als diese, so wird angenommen, daß er reicher sey, und er muß von jedem Gehülfen jährlich so viel dem Staate bezahlen, als von einer halben Land-Portion gesteuert wird.

Es ist noch Ein Fall zu bestimmen übrig: Wie, wenn nun ein Mitbürger seine Lebensart verändern, und aus einem Stadt-Einwohner ein Landmann werden will, oder umgekehrt? — Auch diese Freyheit mag ihm gestattet werden; dann aber muß er sich gefallen lassen, daß die Obrigkeit untersuche, ob er zu der neuen Lebensart die nöthigen Kenntnisse habe, und nicht etwa bloß ein schlechter Wirth sey, der, nachdem das, womit ihn der Staat ausgestattet hatte, verzehrt ist, nun auf's Neue darauf loszehren will. Ist dieß der Fall, so kann man ihm darum die Freyheit nicht rauben, seine Lebensart zu verändern; aber der Staat vertrauet ihm weder Grundstücke, noch Geld, noch Hausrath und Geräthe an.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung: Auflagen; Abgaben; Staats-Einkünfte; öffentliche Anstalten.

Man sieht aus dem, was bisher ist gesagt worden, daß unser Staat grosse Lasten übernimmt, daß ihm die Ausstattung und Versorgung fast aller seiner Bürger allein obliegt, daß also auch für beträchtliche Einnahme gesorgt werden muß, wenn die Verfassung Bestand haben soll. Freylich fällt eine Menge unnützer Ausgaben weg, die in andern Ländern erfordert werden, als: Besoldungen, Pracht am Hofe und dergleichen; immer aber bleiben die Bedürfnisse sehr beträchtlich. Auf folgende Weise wird nun dafür gesorgt, daß die Cassen im Stande seyen, dieß zu bestreiten und jeder Mitbürger verhältnißmäßig dazu beytrage.

Eine Haupt-Einnahme zieht der Staat, wie man weiß, aus dem Ertrage der Amtsländereyen und der vacanten Güter. Die Früchte werden in den öffentlichen Magazinen aufbewahrt, in wohlfeilen Zeiten aufgehäuft und in theuren

zu

zu einem immer gleichen, mäßigen Preise verkauft, damit dieser nie zu hoch steigen und der jüdische Wuchrer sich nicht auf Unkosten des ärmern Landmanns bereichern könne Dagegen kann aber auch jeder Dorf-Bewohner sein Getreide in diese Magazine liefern, und baares Geld dafür empfangen.

Die Bergwerke, Steinbrüche, die Münze, die Jagden und Fischereyen sind gleichfalls beträchtliche Hülfsquellen für den Staat.

Sodann der zehnte Theil von allen Erbschaften und das Vermögen derer, die keine Söhne hinterlassen.

In die öffentlichen Waaren-Lager werden die Arbeiten aus den Werkhäusern abgeliefert, und dann theils verkauft, theils zu Ausstattung der Jünglinge und Mädchen angewendet.

Manufacturen und Fabriken, deren Anlage die Kräfte eines Privat-Vermögens übersteigt, werden auf öffentliche Kosten betrieben. Der Vortheil daraus, besonders durch den ausländischen Handel, fließt in die Staats-Casse.

Allein dieß alles würde zu den Abgaben bey weiten nicht hinreichen; es müssen also auch Auflagen und Abgaben Statt finden, und um

diese so einfach, so billig als möglich, und zugleich so einzurichten, daß ihre Hebung nicht schwer falle, schlage ich folgendes vor:

Von jeder Land-Portion wird jährlich der zehnte Theil dessen, was sie in mittelmäßig guten Jahren eintragen kann, in die Staats-Casse geliefert. — Das ist die einzige Abgabe, die der Landmann zu bezahlen hat. Der Stadt-Bewohner entrichtet dieselbe runde Summe jährlich, und, wie schon ist erwähnt worden, für jeden Hausgenossen, den er über die verwilligte Anzahl hält, so viel, als wenn er noch eine halbe Land-Portion besäße. Wenn ein ähnliches Gesetz in Ansehung des Viehes, das jemand halten darf, verfaßt wird; so trägt der Reichere oder der, welcher größern Aufwand macht, als nöthig wäre, verhältnißmäßig mehr, als der Aermere und niemand wird Ursache zu klagen haben.

Außer diesen Auflagen ist nur noch eine Zoll-Abgabe bestimmt, nähmlich der zehnte Theil des Werths von allen ausländischen Waaren ohne Unterschied, die in das Reich eingeführt werden; von den ausgehenden Waaren wird nichts entrichtet.

Die Posten sollen dem Staate keine Einkünfte tragen, sondern nur eine wohlthätige Anstalt zur

Gemäch-

Gemächlichkeit des Publicums seyn; Jedem aber steht frey, sich ihrer auch nicht zu bedienen.

Grosse Strassen, Dämme und dergleichen öffentliche Werke anzulegen, dazu werden die Soldaten in Friedenszeiten genützt und bekommen dafür eine gewisse Vergütung. Da nun jeder Mitbürger eine Zeitlang in der Armee dienen muß; so ist auch keiner von dieser Arbeit befreyt. — Handarbeit schändet niemand, und stärkt den Körper.

Von den Waisenhäusern ist schon vorhin geredet worden; die Kinder werden darin mit der größten Sorgsamkeit, die bey öffentlichen Anstalten irgend möglich ist, erzogen, in allerley Art Arbeit unterrichtet; sie besuchen die allgemeinen Schulen, und wenn sie das funfzehnte Jahr erreicht haben, wird für sie, wie für alle andre Mitbürger gesorgt.

Die übrigen Arbeitshäuser sind von dreyerley Art: In einigen finden einzelne bejahrte Personen beyderley Geschlechts und Witwen einen Zuflucht-Ort und Gelegenheit, ein ihren Kräften und Kenntnissen angemessenes Geschäft oder Handwerk zu treiben. Wer Vermögen hat, kauft sich ein, und kann sich zugleich mehr Gemäch-

lichkeit ausbedingen; wer kein Vermögen hat wird auf den gewöhnlichen, anständigen, reinlichen, aber freylich einfachen, nicht prächtigen Fuß behandelt und muß sich gefallen lassen, bestimmte Stunden des Tags für die Manufacturen, oder was ihm sonst, seinen Talenten gemäß, aufgetragen wird, zu arbeiten.

In die zweyte Art von Arbeitshäuser werden Menschen aufgenommen, die durch schlechte Wirthschaft zurück gekommen sind. Sie genießen hier wie billig, nicht so viel Gemächlichkeit und Freyheit, als in den vorhin beschriebnen Werkhäusern, müssen gröbere Arbeit verrichten, werden genauer beobachtet, aber doch keineswegs strenger behandelt.

Die Arbeitshäuser der dritten Gattung sind für Verbrecher bestimmt. Sie sind die eigentlichen Gefängnisse. Die Art der diesen Leuten obliegenden leichten oder schweren Arbeit richtet sich nach dem Grade ihrer Vergehungen. Viele unter ihnen werden, gefesselt und bewacht, auch außer den Gebäuden, bey beschwerlichen und unangenehmen Arbeiten angestellt, wozu freye, gebildete Menschen sich ungern brauchen lassen; doch wird auf alle Weise auch für ihre Gesundheit gesorgt.

Alle diese öffentlichen Anstalten sind von der Art, daß der Staat, durch die darin verfertigten Arbeiten, mehr, oder wenigstens eben so viel Vortheil zieht, als die Unterhaltung derselben kostet; Hospitäler und Tollhäuser hingegen erfordern mehr Aufwand; doch muß für diejenigen, welche Vermögen haben und darin aufgenommen werden wollen, eine bestimmte Summe eins für alles in den öffentlichen Schatz niedergelegt werden.

Damit der Staat von richtiger Einnahme der festgesetzten Abgaben gewiß sey, und nicht zuweilen Haupt-Unglücksfälle einzelne Familien oder ganze Gegenden insolvent machen, so sind im ganzen Reiche Assecuranz-Cassen errichtet, durch welche alle Mitbürger sich einander nicht nur für erlittenen Brandschaden, sondern auch für Mißwachs, Hagel-Schlag, Viehsterben, Verlust von Schiffen und dergleichen entschädigen.

Auf dem Lande und in den Städten sind Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Hebammen angestellt, denen jede Familie jährlich eine gewisse von der Obrigkeit einzusammelnde kleine Summe bezahlt, wogegen sie aber auch ohne Unterschied jedermann, ohne weitre Forderungen zu machen, mit Rath und That beystehen müssen; so wie denn

denn auch alle von den besoldeten Aerzten verschriebne Arzneymittel denenjenigen, welche nur einfache Taxen entrichten (das heißt, so viel, als von einer einzelnen Land-Portion bezahlt wird) unentgeltlich verabfolgt werden.

Obgleich jedem Mitbürger erlaubt ist, das Land zu verlassen, so fällt doch, wenn er sein baares Vermögen mit aus Abyssinien nehmen will, die Hälfte davon der Staats-Casse anheim. Dieß ist sehr billig; dem Ertrage des vaterländischen Bodens, der ihn ernährt hat, verdankt er seinen Reichthum, dem Staate seine Bildung und Sicherheit aller Art. — Kann er sich beklagen, wenn man, was sein eigner Fleiß dabey bewirkt hat, auf die Hälfte des Erworbnen anschlägt? Es ist sehr begreiflich, daß dieß Gesetz leicht zu täuschen seyn würde; allein sollen wir denn gar nichts auf den Erfolg der bessern moralischen Bildung unsrer Bürger und darauf rechnen, daß sie nicht geneigt seyn werden, aus Leichtsinn ein Land zu verlassen, in welchem sie sich freyer und glücklicher fühlen, als sie in irgend einem andern seyn können?

Zwey

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung: Religion; Justiz; Strafen und Belohnungen; Policey.

Die Religion kann eigentlich gar kein Gegenstand der Gesetzgebung seyn. Die innere Gottes-Verehrung und die Begriffe, die man sich von dem göttlichen Wesen und seinen Verhältnissen gegen dasselbe macht, richten sich nach den Fähigkeiten und Empfindungen jedes Einzelnen, und es kann vom Staate nichts darüber bestimmt werden, weil dieser nur über Handlungen, nicht aber über Gedanken und Meinungen Richter ist. Die moralischen Vorschriften, zu denen man die Gründe aus religiosen Sätzen herleitet, müssen gleichfalls der innern Ueberzeugung eines Jeden überlassen bleiben; der Staat soll nur dafür sorgen, daß keine Handlungen geduldet werden, die solchen moralischen Regeln zuwider sind, auf welchen die Gesetzgebung beruht. Eben so wenig darf die Regierung den Mitbürgern verbiethen, laut und öffentlich ihre Meinung über diese, ihnen wichtige Dinge zu sagen

sagen und zu schreiben, weil überhaupt Worte keinem Zwange unterworfen sind. Was endlich die religiosen und gottesdienstlichen Gebräuche betrifft, so darf sich der Staat nur in so fern darein mischen, als sie die befohlnen Handlungen hindern und die verbothnen befördern könnten, zum Beyspiel, wenn sie anstößig, unsittlich wären, oder die Bürger von nützlicher Thätigkeit abhielten. Uebrigens also ist die speculative, theoretische und practische Religion keinem Zwange unterworfen; wir wissen nichts von einer Landes-Religion; jedermann kann glauben, was er will, und seinen Gott verehren und ihm dienen, wie es ihm beliebt. Wollen mehrere Familien zusammen treten und nach ihrer Weise gottesdienstliche Versammlung halten, auch aus ihrem Vermögen Leute besolden, die sie Priester oder Prediger nennen; so steht ihnen auch das frey; nur mit der Einschränkung, daß zu diesen Zusammenkünsten niemand der Zutritt versagt werden darf, weil überhaupt in einem Lande, wo alles Gute und Gleichgültige öffentlich geschehen kann, jede geheime Versammlung, jede heimliche Unternehmung unerlaubt ist. Auch ist es jeder Secte verstattet, auf nicht ungestüme, aber auf öffentliche Weise, Proselyten zu machen, so viel sie will.

Es

Es erkennt aber der Staat die Priester und Prediger, die sich übrigens kleiden mögen, wie es ihnen beliebt, für gar keinen besondern Stand, nimmt keine Wissenschaft von ihrem geistlichen Berufe, sondern behandelt sie nach der Rücksicht auf das bürgerliche Gewerbe, zu welchem sie sich als Jünglinge haben einschreiben lassen, befreyet sie von keinen Abgaben und Diensten, weiset ihnen keine besondre Einkünfte an, und entscheidet nie in so genannten geistlichen Dingen. Die Lehren einer ächten göttlichen Religion müssen durch ihre innere Kraft über Irrthümer siegen, und deßwegen muß es erlaubt seyn, diese wie jene, laut zu predigen, sie der freyen Prüfung zu unterwerfen; der Stifter des erhabnen Christenthums legte es nie darauf an, seine Religion zu einer Staatssache zu machen, und die ersten Prediger derselben verlangten weder Exemtionen, noch Besoldungen, noch Titel, noch Pfründen, noch die Freyheit, müssige Mitglieder im gemeinen Wesen zu seyn.

Um aber das Volk zuweilen zu gemeinschaftlicher Gottesverehrung zu ermuntern und durch edle, religiose Empfindungen die Herzen zur Liebe, Dankbarkeit, zum Wohlwollen und zur brüderlichen Eintracht zu stimmen, wird jährlich Ein

Mahl

Mahl an einem festgesetzten Tage, in der schönsten Gegend jeder Provinz ein groses Volks-Fest veranstaltet, woran Jeder ungezwungen mit seiner Familie Theil nehmen darf. Unter freyem Himmel werden dann herzerhebende, schöne Hymnen, welche die Kinder in den Schulen vollstimmig aufführen lernen, mit Begleitung musicalischer Instrumente gesungen. Gute Redner, denen die Obrigkeit dieß Geschäft aufträgt, halten kurze, rührende Anreden an das Volk und ermahnen es zu Erfüllung seiner Pflichten; die andre Hälfte des Tages verstreicht unter geselligen, gastfreundschaftlichen und gesitteten Freuden. Die Obrigkeit sorgt dabey für Beobachtung des Anstandes und der Ordnung.

Die Justiz wird in Abyssinien unentgeltlich verwaltet; wie die Land- und Stadt-Obrigkeiten erwählt werden, das ist in einem der vorigen Abschnitte gesagt worden; sie bekommen keinen Gehalt und dürfen keine Sporteln nehmen. Nebst denen ihnen obliegenden gewöhnlichen Amts-Verrichtungen, sind sie auch verbunden, jeden Vormittag gewisse Stunden hindurch jedermann vorzulassen, der Klage zu erheben hat. Da wir nicht eine Menge dunkler, sich durchkreuzender Gesetze haben, und unsre Staats-Verfassung

nicht

nicht Gelegenheit zu mannigfaltigen, verwickelten Streit-Fragen und Händeln gibt; die Haupt-Fälle aber sehr klar in den Gesetzen bestimmt sind, so kömmt weniger darauf an, daß unsre Richter sehr gelehrte Leute, als daß sie verständige, hell sehende, erfahrne und unverführbar rechtschaffne Leute seyen.

Alle Rechtshändel werden mündlich verhandelt, worüber jedoch Protocolle geführt werden. Die Parteyen müssen ihre Nothdurft, nebst den Gründen, selbst einfach vortragen, und kein Advocat, noch Vorsprecher wird geduldet.

Jeder Proceß muß wenigstens nach Ablauf eines Jahrs beendigt seyn.

Wenn zwey Personen mit einander in Streit gerathen, so muß jeder von ihnen, bevor sie sich bey der Obrigkeit melden dürfen, sich einen Schiedsrichter wählen. Diese beiden Schiedsrichter treten zusammen, und suchen einen Vergleich zu Stande zu bringen. Gelingt dieser Vergleich nicht, so stellen sich die Partheyen, begleitet von ihren Schiedsrichtern, vor die Obrigkeit. Diese hört ihre Klagen und Vertheidigungen, hört, wenn es nöthig ist, die Zeugen ab, auf welche man sich beruft, und entscheidet dann,

nach Gesetz, Billigkeit und gesunder Vernunft und mit Rücksicht auf Umstände und Menschenkenntniß. In diesem Gerichte haben die beiden Schiedsmänner, so wohl wie die obrigkeitlichen Personen, Sitz und Stimme.

Nur in wenig Fällen, die bestimmt werden müssen, findet eine Appellation Platz. Diese geht an den Statthalter, und in äußerst wichtigen, gleichfalls zu bestimmenden Fällen, noch von da an den König und den National-Rath.

Alle Eide sind als unnütz abgeschafft. Wie falsche Zeugnisse bestraft werden, das wird in der Folge vorkommen.

Es ist oben gesagt worden, daß es nicht erlaubt sey, Geld auf Zinsen auszuleihen. Jedoch findet davon folgende Ausnahme statt: wenn jemand zu einer nützlichen Unternehmung, wobey etwas zu gewinnen ist, mehr Geld braucht, als er vorräthig hat, und ein Andrer zeigt sich geneigt, ihm das Geld vorzuschießen, so kann nicht verlangt werden, daß dieser dieß umsonst thue, indem er ja selbst durch Handel oder auf andre Weise mit seiner Baarschaft sich erlaubte Vortheile verschaffen könnte. In diesem Falle nun, melden sich beide Theile bey der Obrigkeit, und

werden über die Bedingungen einig, welche der Richter bestätigt.

Nur solche, mit Bewilligung der Obrigkeit ausgeliehene Gelder, ferner die bedungne Summe für erhandelte Waare und dergleichen, Erbschaftsgelder, und endlich alle Arten von Arbeits-Tagelohn ꝛc. dürfen gerichtlich eingetrieben werden; wegen aller übrigen Schulden wird keine Klage angenommen.

Strafen können nur dreyerley Zweck haben: entweder das verübte Unrecht wieder gut zu machen, und den dadurch erlittnen Verlust zu ersetzen, oder die Verbrecher zu bessern, oder endlich böse Menschen außer Stand zu setzen, die bürgerliche Ruhe ferner zu stören (jedoch nur durch ein solches Mittel, das Gegenstände trifft, über welche sich der Staat ein Recht anmaßen kann). Aus diesen Voraussetzungen, und aus dem, was in der Einleitung über die Grenzen der gesetzgebenden Macht ist gesagt worden, folgt natürlich, daß weder Tod noch Verstümmlung der Gliedmaßen eine bürgerliche Strafe seyn kann, selbst nicht zur Ahndung eines begangnen Mordes. Und dieß auch schon darum nicht, weil hierdurch das vollbrachte Unglück nicht ungeschehen gemacht, nicht gehoben, der Verlust nicht ersetzt wird;

 weil

weil der Staat nichts nehmen darf, was er weder geben noch zusichern kann; weil es andre Mittel gibt, einen Verbrecher außer Stand zu setzen, ferner zu schaden; endlich weil Strafe nie Rache werden soll; alle übrige Arten der Strafen sind für rechtmäßig zu halten, in so fern sie mit den Verbrechen in richtigem Verhältnisse stehen.

Wo Ersatz möglich ist, da ist Ersatz des Schadens und der Unkosten, nebst billiger Vergütung für Versäumniß, Verdruß, Schmerz u. d. gl. die natürlichste Strafe.

Selbstvertheidigung und erwiesene unvermeidliche Nothwehr werden nicht geahndet, wohl aber Rache und thätige Erwiderung des Uebels.

Thätige Rache für wörtliche Beleidigung wird bestraft.

Bloße Worte, selbst wenn es Gottes-Lästerungen wären, können, unsern Haupt-Grundsätzen gemäß, nicht bestraft werden. Nur um Handlungen kann sich der Staat bekümmern. Es ist ein elendes Vorurtheil, zu glauben, daß Schimpfwörter und Verleumdungen einem wirklich unschuldigen, ehrlichen, festen Manne je Schaden thun, ihn kränken, oder erniedrigen könnten. Uebrigens steht es in jedermanns Macht,

ein

ein von ihm ausgesprengtes nachtheiliges Gerücht, öffentlich zu widerlegen, und wird dann offenbar, daß der, welcher ihm eine Schandthat Schuld gegeben, aus Bosheit gelogen hat, und der Beleidigte beweiset dieß, und verlangt gerichtlich seine Genugthuung, so wird der Verleumder dadurch bestraft, daß er in den öffentlichen Blättern, die unter Aufsicht der Regierung herauskommen, dem Publicum als ein Lügner bekannt gemacht wird. Diese Strafe ist, unter einem Volke, das nach den Grundsätzen der wahren Ehre und Redlichkeit erzogen wird, an sich schon sehr hart; sie hat aber auch noch schlimme Folgen im bürgerlichen Leben; denn ein solcher kann kein öffentliches Amt im Staate verwalten, kein Zeugniß vor Gericht ablegen, kein Geld leihen ꝛc.

Dieß ist dann auch die Strafe, womit erwiesenes falsches Zeugniß geahndet wird.

Wir sehen aber dieselbe für so hart an, daß sie immer nur auf gewisse Jahre verhängt wird, und zwar auf mehr oder weniger Jahre, je nachdem die Verleumdung oder das falsche Zeugniß boshaft, oder der Gegenstand von Wichtigkeit war. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Bestrafte öffentlich wieder in die Rechte eines glaubwürdigen Mannes eingesetzt.

Ein Mensch, der zum dritten Mahl diese Strafe verdient, wird, als ein unnützes Mitglied in einem Staate, dessen Wohlfarth auf Treue und Glauben beruht, des Landes verwiesen.

Wer den Andern mit Schlägen mißhandelt, der muß ihm nicht nur, für erlittnen Schmerz und Schimpf, eine Summe Geldes bezahlen, oder, wenn er das nicht kann, auf gewisse Zeit im Gefängnisse büßen; sondern es wird auch, in so fern der gekränkte Theil es verlangt, der Thäter, durch einen Gerichtsdiener, grade eben so öffentlich, als er jene Handlung verübt hat, wiederum mit Schlägen bestraft.

Menschen, die gar zu oft die bürgerliche Ruhe stören, und die Gesetze des Staats höhnen, in welchem sie dennoch immer fortleben, obgleich sie auswandern könnten, werden denn endlich, entweder auf viel Jahre, oder auf immer, eingesperrt.

Ein Landes-Verwiesener, der sich wieder im Abyssinischen Reiche blicken läßt, wird, wenn man seiner habhaft geworden, auf seine Lebenszeit eingekerkert.

Wer sich unberufen thätig in fremde häusliche oder andre Geschäfte mischt, wird, wenn Klage darüber entsteht, von der Obrigkeit bestraft.

Da

Da bey Kauf und Verkauf beide Theile ihren freyen Willen haben, und man von einem verständigen Manne billiger Weise fordern kann, daß er sich in keinen Handel einlasse, wenn er nichts von dem Werthe der Waaren und ihren Preisen versteht; so werden keine Klagen wegen Uebervortheilung im Handel angenommen. Es steht indessen dem Betrognen frey, den Betrug, zur Warnung Andrer, öffentlich bekannt zu machen. Wird aber gerichtlich erwiesen, daß der Verkäufer seine Waare selbst für etwas ausgegeben, was sie nicht ist, oder, auf Treue und Glauben, ein falsches Maß oder Gewicht angegeben, welches der Käufer auf sein Wort also angenommen; dann wird vorausgesetzt, daß dieser mehr auf jenes Redlichkeit, als auf seine eigne Einsicht und Vorsicht gebauet habe, und der Betrüger muß dem Betrognen nicht nur den Schaden ersetzen, sondern noch den hundertfältigen Werth obendrein in die öffentliche Casse bezahlen.

Todtschlag wird mit lebenslänglichem Gefängnisse von der schwersten Art bestraft; ein mißlungner Angriff auf das Leben eines Menschen, nicht weniger mit lebenslänglichem, doch gelindern Gefängnisse. In sehr seltnen Fällen kann der Umstand, daß der Angriff in der Blindheit

des Zorns geschehen, einige Milderung bewirken. Wer seine Leidenschaften so wenig im Zügel zu halten vermag, der muß dafür büßen.

Diebstahl wird nach den Umständen strenger, oder gelinder bestraft. Strenger ein Haus-Diebstahl, ein Raub, den man an dem Eigenthume seines Freundes begeht, eine Vergreifung an anvertrauetem Gute, die Beraubung eines Armen, ein Diebstahl aus bloßem Geitze, ohne den Antrieb der dringenden Noth, ein solcher, wobey Gewalt angewendet worden, u. s. f.

Da bey uns überhaupt kein Unterschied der Stände statt hat, so ist es fast überflüssig, zu sagen, daß auf die Härte und Milde der Strafen der Stand des Verbrechers gar keinen Einfluß haben kann; es darf also bey uns der, welcher einst das höchste Amt im Staate bekleidet hat, zu der schimpflichsten Strafe verurtheilt werden, wenn er ein schimpfliches Verbrechen begeht. Soll man Rücksicht auf sein feineres Ehrgefühl nehmen, so zeige er dieß feinere Ehrgefühl durch bessere Handlungen! Uebrigens aber bringt eine weise Obrigkeit, bey Bestrafung der Verbrechen, Alter, Temperament, cörperliche Constitution u. d. gl. mit in Anschlag.

Der

Der Klugheit unsrer Richter bleiben die Arten der zu verhängenden Strafen, so wie ihre Stufen und Dauer, nach Maßgabe der Größe der Verbrechen und der damit verbunden gewesenen Umstände, überlassen.

Alle Gefängnisse sind zugleich Werkhäuser; keiner der Gefangnen ist müssig; sie arbeiten theils im Kerker, theils werden sie, geschlossen und bewacht, auf die öffentlichen Arbeits-Plätze geführt. Nach Verhältniß der Größe ihrer Vergehungen, werden ihnen leichtre oder schwerere, angenehmere oder unangenehmere Arbeiten auferlegt, und nach eben diesem Verhältnisse werden sie auch nachsichtiger oder strenger, bequemer oder weniger gemächlich gehalten, besser oder schlechter gespeiset, und wird ihnen mehr oder weniger Freyheit gestattet, zum Beyspiel: in den Erhohlungsstunden ihre Verwandten zu sehen, oder sich andre unschuldige Vergnügungen zu machen. Aber dafür wird bey Allen gleich gewissenhaft gesorgt, daß Reinlichkeit und gesunde Luft in den Kerkern herrschen, und daß, wenn die Gefangnen erkranken, es ihnen nicht an Pflege fehle.

Keine Strafe beschimpft, wenn sie überstanden ist.

So viel von Strafen! Belohnungen für gute Handlungen kann der Staat eigentlich gar nicht austheilen, und am wenigsten möchten wir unsre Mitbürger daran gewöhnen, eitles Lob, äußere Ehrenzeichen, Ordensbänder, Monumente, oder andre Narrheiten von der Art, für Belohnungen zu halten. Jede gute Handlung belohnt sich selber durch das innere Bewußtseyn, seine Pflicht erfüllt zu haben; durch die Freude an dem Guten, das man gestiftet hat, durch den lauten oder stillen Dank, den man einerntet, durch den guten Ruf und durch die Achtung und Liebe edler Menschen, die sich ein redlicher, nützlicher, wohlthätiger Mann sicher erwirbt. — Ein Abyssinier bedarf weiter keiner andern Belohnungen; allein dafür muß doch die Regierung sorgen, daß große, schöne Thaten nicht unbekannt, nicht unbemerkt bleiben, und daß nicht dem, welcher sie ausübt, ein Theil jener natürlichen Belohnungen entzogen werde. Desfalls nun werden solche Handlungen in den Staats-Zeitungs-Blättern öffentlich bekannt gemacht. Diese Blätter dienen überhaupt im ganzen Lande zu allgemeiner Verbreitung und Bekanntmachung dessen, was in den einzelnen Provinzen vorgeht und alle Mitbürger interessiren kann. Was sich in unserm Lande zuträgt, das ist uns wichtiger, als

was auswärts geschieht. Wir nehmen wenig Theil an fremden politischen Händeln; es kümmert uns sehr wenig, in welchem Lustschlosse ein müssiger Europäischer Fürst nebst seinem elenden Hofgesindel seinen Wanst gefüllt hat; aber ob Bevölkerung, Fleiß, Tugend, Einfalt der Sitten bey uns zu oder abgenommen haben; das liegt uns sehr am Herzen zu erfahren, und das ist der Inhalt unsrer Landes-Zeitung. Sie kömmt in der Residenz heraus und die Materialien dazu liefern, von unten hinauf, alle Obrigkeiten, durch monatliche Berichte; die Zeitung ist gleichsam der Haupt-Bericht an das Volk.

In dieser Zeitung werden auch alle Haupt-Urtheilsprüche und verhängte Strafen bekannt gemacht. Auch werden darin nützliche Bemerkungen und neue Entdeckungen, zu Verbesserung des Landbaues, zu Erhaltung der Gesundheit ꝛc. der Nation mitgetheilt. — Dieß alles so kurz und deutlich, als möglich.

Die Policey, in den Städten, wie in den Dörfern, sorgt, so viel sie kann, für die Sicherheit, Freyheit, Ruhe, Gesundheit und Gemächlichkeit der Mitbürger. Zur Reinhaltung, Sicherheit und Erleuchtung der Straßen, Hinwegschaffung der Unreinigkeiten durch Canäle,

Austrocknung stehender Sümpfe, Ausbesserung der Wege, Nachtwachen, Vorkehrungen gegen Feuers-Gefahr, Löschungs-Anstalten und was dahin gehört, werden die besten Vorkehrungen getroffen.

In unserm Staate wird niemand geduldet, der nicht irgend ein bürgerliches Geschäft treibt und zu treiben versteht, womit sich Unterhalt erwerben läßt; eine bloß verzehrende Classe kennen wir nicht. Ob er übrigens in diesem Berufe sehr fleißig sey, oder ob er nicht mehr Zeit auf Nebendinge, mit denen er sich lieber beschäftigt, verwendet; darum kann sich die Regierung nicht genau bekümmern; auch hieße das zu sehr die natürliche Freyheit einschränken. Nur davon wollen wir gewiß seyn, daß, wenn ein solcher ein Mahl durch seine Faulheit verarmt, und nun von dem Staate Hülfe fordert, dieser ihn nicht umsonst zu füttern brauche, sondern ihn bey irgend einer Arbeit, die er versteht, anstellen könne. Leute also, die, ohne andre Geschäfte, bloß von ihren Renten leben, werden bey uns nicht geduldet, und wollten fremde Müßiggänger von der Art mit großen Schätzen nach Abyssinien ziehen, so würden wir sie nicht aufnehmen; es ist uns weniger daran gelegen, sehr reiche, als fleißige, thätige Mitbürger zu haben.

Auch

Auch bloß speculirende Gelehrte dulden wir nicht; wir wissen recht gut, daß die höchste Geistes-Anstrengung und das emsigste Studium sich vortrefflich mit einiger nützlicher Thätigkeit im bürgerlichen Leben vereinigen läßt. Derselbe Fall ist mit Menschen, die sich mit schönen Künsten beschäftigen; ein Mahler, ein Tonkünstler, ein Dichter zu seyn, das gilt bey uns für keinen Stand. Wir glauben nicht daran, daß die Begeisterung, welche den Künstler beleben muß, durch die Aufmerksamkeit auf die kleinen Details, die bey bürgerlichen Geschäften vorfallen, verscheucht werde.

Wir leiden nicht, daß Gaukler, Springer und überhaupt Menschen, die eine Kunst üben, welche weder der bürgerlichen Gesellschaft nützlich ist, noch wohlthätigen Einfluß auf Kopf oder Herz hat, bey uns ihr Wesen treiben; sie werden sogleich des Landes verwiesen. Daß kein einziger Bettler in einem Reiche sich blicken lassen dürfe, wo jeder arbeitsame Mensch bequem Unterhalt finden kann; das versteht sich wohl von selber.

Es sind bey uns alle Zünfte abgeschafft; Jedermann kann frey eine Hantierung, ein Gewerbe treiben, welches er will und worin er sich geschickt

heit und seinem Körperbau eine lange Türkische, oder eine Armenische Kleidung angemessen finden; er kleide sich also Türkisch, oder Armenisch! Einem Andern behagt mehr eine kurze Spanische, oder irgend eine andre von den albernen Europäischen Trachten; auch dieser folge seiner Phantasie! Gesetze gegen den Luxus haben wir gar nicht. Unsre Mitbürger werden so erzogen, daß sie über zwecklose Thorheiten und über Flitterprunk hinaus seyn werden; und da wir Alle gleich sind; so fällt die Haupt-Ursache eines glänzenden Aufwandes, nähmlich die Absicht, für einen vornehmen Mann angesehen zu werden, weg; wir haben ja unter uns keine vornehme Männer.

So wie Jeder die Freyheit hat, sich zu kleiden, wie er will und so viel Aufwand zu machen, als ihm beliebt, so bleibt es auch seiner Willkühr überlassen, sein Haus so zu bauen und auszuzieren, wie es ihn am besten und zierlichsten dünkt. Weil doch aber wirklich der Geschmack in Verzierungen und dergleichen sehr viel mehr Einfluß auf die Denkungsart der Menschen hat, als man glauben sollte, so ist die Obrigkeit jedes Orts bereit, jedem Mitbürger, der sich an sie wendet, Risse und Zeichnungen, nach den edelsten und einfachsten Planen und Formen, zu

Gebäu-

Gebäuden aller Gattung, so wie zu aller Art Hausrath, unentgeltlich mitzutheilen. Auch werden solche Aufrisse von Zeit zu Zeit in Kupfer gestochen und öffentlich angeschlagen. Die Baumeister, welche der Staat besoldet, und die über die öffentlichen Gebäude die Aufsicht haben, sind angewiesen, den Mitbürgern mit Rath und That beyzustehen, und in den öffentlichen Fabriken wird dafür gesorgt, daß nur nach den einfachsten und edelsten Mustern und Formen gearbeitet werde.

Da uns daran gelegen ist, daß unsre Sitten nicht durch Ausländer verderbt werden, daß man uns nicht fremde Thorheiten und Laster von außen herein spedire, und daß nicht eine Menge vorwitziger, müssiger, neugieriger Reisender, welche die lange Weile aus ihrem Vaterlande jagt, unter uns herum renne; so sehen wir uns gezwungen, zu fordern, daß jeder Fremde, der unsre Grenze betritt, sich sogleich erkläre, was für ein Geschäft er bey uns habe, auch wie lange und in welchen Gegenden er sich aufzuhalten gedenke. Werden seine Verrichtungen erlaubt und wichtig genug befunden, so erhält er von der Obrigkeit einen Paß, der nach diesen Umständen eingerichtet ist. Diesen muß er aller Orten in Abyssinien, wohin er kömmt, vorzeigen. Ertappt man ihn

auf einem Nebenwege, oder in einem Geschäfte, das er nicht angezeigt hat, oder bleibt er über die bestimmte Zeit, so wird er sogleich über die Grenze gebracht.

Der Policey liegt auch ob, ein wachsames Auge auf die Buchdruckereyen zu halten, das heißt, dafür zu sorgen, daß die Preß-Freyheit nicht gemißbraucht werde. Es ist nähmlich im Vorhergehenden gesagt worden, daß jedermann frey und offen über alle Gegenstände und über alle Personen seine Meinung sagen und schreiben dürfe, und daß er von der Regierung in dem Besitze dieser Freyheit geschützt werde; daß ihm deßwegen von niemand ein Haar gekrümmt werden dürfe, in so fern er die Wahrheit gesagt habe, und nicht vom beleidigten Theile dargethan würde, daß er ein Verleumder sey. — Doch dieß alles unter der Bedingung, daß der Nahme des Schreibers nicht verschwiegen sey. Die Policey nun wacht darüber, daß durchaus keine anonyme Schriftsteller auftreten dürfen, und forscht, wenn dergleichen Blätter dennoch zum Vorschein kommen, genau nach dem Urheber, um denselben zu bestrafen. Doch ist ein Fall ausgenommen, wo der Nahme des Schreibers nicht erfordert wird, nähmlich, wenn jemand

Facta

Facta bekannt macht, die auf öffentlichen Documenten beruhen, oder von deren Grund oder Ungrunde sich jedermann durch den Augenschein, oder bey der geringsten Erkundigung überzeugen kann; zum Beyspiel, wenn er den ungerechten Gang eines Processes öffentlich rügte, da dann, wenn die Angabe falsch wäre, ein von den Richtern, Schiedsrichtern und Zeugen unterschriebner Auszug aus den Acten, das Publicum sogleich von der wahren Lage der Sachen unterrichten könnte.

Wirthshäuser, in welchen müssige Leute sich bloß zum Trinken versammeln, werden bey uns gar nicht geduldet; den Gastwirthen, die Fremde beherbergen, sind genaue Taxen vorgeschrieben.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Kriegswesen. Handlung.

Wir können nie in den Fall kommen, einen offensiven Krieg zu führen. Zufrieden mit unserm Zustande, wenn Fleiß, Industrie, Einfalt der Sitten und Frieden bey uns herrschen, bauen wir unsre Felder, verarbeiten unsre Producte, und begehren nichts von dem, was fremde Völker besitzen. Unser Land ist groß genug, um doppelt so viel arbeitsame Menschen zu ernähren, als jetzt darin leben; also suchen wir auch unsre Grenzen nicht zu erweitern. Ueber dieß halten wir es für unnatürlich und den ersten Rechten der Menschheit zuwider, daß ein Staat sich die Befugniß anmaße, durch Eroberung, Tausch oder Vertrag, ein anders Land an sich zu bringen, wenn er nicht weiß, ob die Einwohner desselben damit zufrieden sind, daß sie nun von andern Menschen regiert werden sollen. Denn wenn nun auch alte Usurpationen gegen die heiligen Menschen-Rechte ewig gültig bleiben, und Völker, die vor tausend Jahren ihren

ihren Nacken unter das Joch eines Einzelnen gekrümmt haben, immerfort auch noch den späten Nachkommen dieses Einzelnen sclavisch gehorchen sollen, so empört doch das alle gesunde Vernunft, daß diese Herrschers-Familien das Recht haben sollen, sich einander Länder und Völker zu schenken, zu verkaufen, oder zu rauben, wie man Heerden Vieh veräußert.

Wir führen also keine offensive Kriege; allein wir müssen uns in einem solchen Stande erhalten, daß wir, so bald ein unruhiger Nachbar uns angreift, gerüstet seyen, ihm mit einem starken und geübten Heere die Spitze zu biethen.

Zu diesem Endzwecke bleibt jeder Bürger bis in sein sechzigstes Jahr Soldat, und muß in das Feld, sobald die Noth es erfordert, ist in seinem Provinzial-Regimente eingeschrieben, hat in seinem Hause eine vollständige Kriegs-Kleidung und Bewaffnung liegen, und wohnt jährlich vierzehn Tage lang, wenn die Waffen-Uebungen vorgenommen werden, denselben bey. Die übrige Zeit kann er ruhig zu Hause bleiben.

Drey Jahre seines Lebens hindurch muß aber jeder Abyssinier, auch in Friedenszeiten, fortgesetzt als Soldat dienen. Diese fangen mit seinem

 zwan-

zwanzigsten Jahre an, das heißt, bevor er sich häuslich niederläßt. Ihm wird dann vom Staate eine vollständige Kleidung gegeben, die er aber hernach auf seine Kosten unterhalten muß; er lernt den Dienst, und muß alles thun, was einem Soldaten obliegt; der Staat gibt ihm nur Brot; allein da er, wie man nachher hören wird, in seiner Heimath bleibt, und nebenher seinen Unterhalt erwerben kann, man ihn auch für die öffentlichen Arbeiten, wozu das Heer gebraucht wird, zum Beyspiel, Straßen, Dämme, Wasser-Leitungen rc. anzulegen, besonders bezahlt; so kann er keinen Mangel leiden. Dieser Dienst ist aber nicht schwer, und wird ein Jüngling dadurch gewiß nicht in der Wissenschaft, der Kunst oder dem Handwerke, das er gewählt hat, binnen diesen drey Jahren zurück kommen, indem ihm Zeit genug übrig bleibt, sehr viel nebenher zu arbeiten. Nach Verlauf der drey Jahre geht er nach Hause, und ist, außer den jährlichen vierzehn Tagen, wo die Waffen-Uebungen getrieben werden und außer dem Falle, wenn Krieg entsteht, völlig frey.

Jede Provinz hält in Friedens-Zeiten nur Ein Regiment, das aus zwölf Compagnien, drey zu zweyhundert, und neun zu hundert Mann

besteht.

besteht. In jedem der drey großen und neun kleinen Dörfer liegt eine dieser zwölf Compagnien, die aus den Jünglingen desselben Dorfs zusammen gesetzt ist, so daß also keiner durch seinen Soldaten-Dienst sich von seiner Heimath entfernt. Dieß macht zuerst, in den zwölf Provinzen, ein Kriegsheer von achtzehntausend Mann, das in Friedens-Zeiten auf den Beinen, und zur innern Sicherheit und den öffentlichen Arbeiten hinlänglich ist. So bald eine Armee zur Vertheidigung des Reichs zusammen treten, und nun jeder Bürger unter sechzig Jahren die Waffen ergreifen muß, werden aus jedem kleinen Regimente vier stärkere gemacht. Dann haben wir ein furchtbares Heer, furchtbarer noch, weil es nicht aus Miethlingen und Fremden, sondern aus freyen Menschen besteht, die für ihr Eigenthum und ihre Ruhe fechten.

Die Städte liefern die Artilleristen, Ingenieurs, Pontoniers und Pioniers. Jeder Stadt-Einwohner muß sich gleichfalls im zwanzigsten Jahre zu einem von diesen Corps einschreiben lassen, und bekömmt, während seiner drey Dienstjahre, unentgeltlich Unterricht in den dazu erforderlichen Kenntnissen.

Nur wenn Krieg entsteht, schafft der Staat Cameele und Elephanten an, und besetzt diese mit einem Corps von Freywilligen, die bald eine Fertigkeit erlangen, mit diesen Thieren gegen den Feind zu operiren, da überhaupt die Abyssinier zu Leibes-Uebungen sehr geschickt sind. Uebrigens machen wir, weil wir nur Vertheidigungs-Kriege führen, wenig Gebrauch von Reiterey.

Das bleibende Heer der Jünglinge übt sich, Jahr aus Jahr ein, täglich eine Stunde in den Waffen. In einer Jahrszeit aber, wo der Landmann am wenigsten Geschäfte hat, wird die vorhin erwähnte größere Uebung, vierzehn Tage hindurch, von allen Mitbürgern unter sechzig Jahren vorgenommen. Alsdann zieht sich in dem Mittelpuncte jeder Provinz das kleine Provinzial-Corps, welches dann aus vier Regimentern besteht, zusammen, zu welchem die Corps aus den vier Städten stoßen, und mit jenen gemeinschaftlich allerley Kriegs-Evolutionen machen.

Wir halten es nicht für zweckmäßig, in unsern eigentlichen Schulen, den Kindern Anweisung in körperlichen Uebungen geben zu lassen. Bis zum funfzehnten Jahre kann man die Stunden besser anwenden, und so lange der Körper noch im ersten Wachsthume ist, können Anstren-

gungen

gungen von der Art gefährlich werden. In jeder Stadt aber unterhält die Obrigkeit ein Paar Männer, die in einem öffentlichen Gebäude Unterricht im Ringen und besonders im Reiten und schnellen Lenken der Cameele geben. Hier wird kein Schüler, der unter funfzehn Jahre alt ist, angenommen. Wer Vermögen hat, muß dafür bezahlen, eine gewisse Anzahl Aermerer aber wird Ein Jahr lang unentgeltlich unterrichtet. Auf diese Weise kann doch nach und nach die sämmtliche Jugend in den Städten sich in Leibes-Uebungen geschickt machen. Monathlich an einem gewissen Tage stehen die dazu bestimmten Gebäude jedermann offen; dann können auch die, welche grade zu der Zeit keinen Unterricht mehr genießen, den Platz betreten und mit den Schülern wetteifern. Für die Landleute halten wir eine solche Anstalt überflüssig. Die Beschäftigungen, die bey dem Ackerbaue vorfallen, stärken den Körper hinlänglich; doch ermuntert die Obrigkeit das junge Volk in den Dörfern, an den beiden monathlichen Ruhetagen, die künftig, statt des ehemahligen wöchentlichen Sonntags, in ganz Abyssinien einzuführen sind, sich mit allerley körperlichen Uebungen, im Laufen, Springen, Ringen, nach dem Ziele werfen und dergleichen, zu belustigen, und theilt dann Preise

an die Geschicktesten aus. Was aber jenen monathlichen Tag in den Städten betrifft, so pflegen da viel Zuschauer gegenwärtig zu seyn, und reiche Mitbürger machen sich das Verdienst, kleine Preise für diejenigen Jünglinge zusammen zu legen, die sich dabey vorzüglich auszeichnen. — Das sind unsre Schauspiele! Jährlich aber ist in jeder Stadt ein Festtag angesetzt, an welchem jene Gebäude von Innen verziert, und dann, bey dem Klange musicalischer Instrumente, große Wett-Uebungen vorgenommen werden. Hier bezahlt jeder Zuschauer einen freywilligen Beytrag, und von diesem Gelde werden denen, die an dem Tage besondre Ehre einlegen, Geschenke gereicht. Auf solche Weise erlangen wir, daß unsre Krieger keine unbehülfliche, bloß nach dem Stocke abgerichtete Maschinen sind, sondern daß ihr Körper stark und biegsam wird.

Ich muß nun sagen, auf welche Weise wir unsre Officiers-Stellen besetzen. Da die ältern Mitbürger, binnen den vierzehntägigen jährlichen Waffen-Uebungen, Gelegenheit haben, die Fähigkeiten der einzelnen jungen Leute kennen zu lernen; so beruft jede Orts-Obrigkeit, an dem letzten dieser vierzehn Tage, die zwölf Aeltesten unter jenen Männern zusammen, und läßt durch

diese,

diese, aus der Compagnie des Orts, vier Unter-Officier, unter den Jünglingen, für das folgende Jahr wählen. Es muß aber ein solcher, der Unter-Officier werden soll, schon zwey seiner Dienst-Jahre zurück gelegt haben. Die übrigen Unter-Officier, nähmlich die, welche, wenn die ganze Compagnie von alten und jungen Leuten beysammen ist, erforderlich sind, werden gleichfalls auf diese Weise gewählt, bekleiden aber lebenslang ihre Stellen, und treten in Verrichtung, so bald sich die Compagnie zusammen zieht.

Jede Compagnie des bleibenden Heers der Jünglinge hat einen Hauptmann, zwey Lieutenante und einen Panier-Träger. Diese werden von der Orts-Obrigkeit, mit Zuziehung der zwölf Aeltesten, ernannt und behalten ihre Stellen lebenslänglich; denn auf ihre Erfahrung, Uebung und Geschicklichkeit muß sich der Staat bey Bildung der jungen Mannschaft verlassen. Sie werden besoldet und avanciren unter sich, bis zum Hauptmanne. Zu der größern Armee werden gleichfalls die Compagnie-Officier ernannt, die auch ihre Stellen lebenslang behalten, aber, da sie nur in der Exercier-Zeit und im Kriege in Function treten, nicht besoldet werden.

Die

Die Stabs-Officier wählt das Provinzial-Collegium, aus den Hauptleuten der Provinz. Sie bleiben immer in ihren Stellen, bekommen aber in Friedenszeiten keinen Gehalt.

Die Heerführer wählt die National-Versammlung, so bald ein Krieg entsteht.

Jeder Hauptmann erstattet Bericht von dem Zustande seiner Compagnie an die Obrigkeit des Orts, die auch bey den Haupt-Waffen-Uebungen gegenwärtig ist. Da alle Abyssinier geübte Soldaten sind, so ist nie zu befürchten, daß unsre Magistratspersonen unwissend in diesem Fache seyn sollten.

Wenn Krieg entsteht, so müssen zwar alle Mitbürger sich fertig halten, die Waffen zu führen; allein Städte und Dörfer dürfen deßwegen nicht leer stehen, die Felder nicht unbebauet bleiben, noch die Geschäfte der Handwerker und Künstler ruhen. Die Obrigkeiten sorgen also dafür, daß, außer den Fällen der äußersten Noth, niemand in's Feld rücke, der seinem Hauswesen unentbehrlich ist.

Im Kriege werden alle Soldaten aus der Staats-Casse besoldet, und wenn diese den Aufwand nicht bestreiten kann, so werden sich's die

Mit-

Mitbürger gefallen lassen, eine außerordentliche Steuer zu bezahlen.

Es ist vorhin von einer Kriegs-Kleidung geredet worden. Man muß sich dabey aber keine Europäische bunte Soldaten-Röckchen denken, die dem Auge den lächerlichen Contrast zwischen Armseligkeit und Flitterglanz darstellen. Unsre Soldaten sollen nicht glänzen; ihre Kleidung ist bequem, zweckmäßig, dem Clima angemessen, so wohlfeil, als jede andre bürgerliche Kleidung, und zeichnet sich nur dadurch aus, daß sie gleichförmig ist, die Provinzen sich aber durch die Farben unterscheiden. — Dieß sey genug von unserm Kriegswesen: Reden wir nun von dem Handel!

Wir kennen alle die schönen Floskeln, die sich über die Glückseligkeit, den Reichthum und den Wohlstand eines Landes, das einen vortheilhaften grosen auswärtigen Handel treibt, sagen lassen; allein da wir uns fest vorgenommen haben, bey Einrichtung unsrer Staats-Verfassung, von Grundsätzen auszugehen, die nur auf gesunder Vernunft beruhen und über alle conventionelle Ideen und verjährte Vorurtheile hinaus gehen sollen; so gestehen wir, daß, wenn wir so glücklich sind, Abyssinien zu dem innern Flor zu bringen, nach welchem wir ringen, wir den Natio-

nen,

nen, die durch auswärtigen Handel reich werden, ihre Glückseligkeit nicht beneiden. Wenn alle unsre Felder bebauet und fruchtbar sind; wenn wir dann Früchte genug ziehen, um, auch bey zunehmender Bevölkerung, uns reichlich zu sättigen; Wenn wir alle unsre rohen Producte selbst bearbeiten, alle unsre Bedürfnisse befriedigen können; kurz! wenn unser Land, wie es denn wirklich dazu im Stande ist, uns alles liefert, was zur Nothdurft und Annehmlichkeit des Lebens gehört; so begnügen wir uns gern mit diesem innern wahrhaften Reichthume, und wollen lieber die echte Arbeitsamkeit unsrer Mitbürger, als ihre Habsucht ermuntern. Wir möchten lieber auf die hochgepriesenen Vortheile, die der Handel gewähren soll, auf die Vermehrung und Ausbreitung so mancher nützlichen Kenntnisse, Vervollkommnung der Künste und dergleichen Verzicht thun, um nicht zugleich ihr trauriges Gefolge, den übertriebnen Luxus, die Entstehung so mancher unnützen Bedürfnisse, Unmäßigkeit, Corruption der Sitten, Verstimmung des Characters, Verlust der Originalität, ausländische Krankheiten und Thorheiten, Wucher-Geist, Untreue und unzählige andre Verderbnisse mit aufnehmen zu müssen. Der Staat wird also nie den geringsten Schritt thun, um den

Handel

Handel der Privatleute in fremde Länder zu befördern; doch will er auch nicht hindern, daß unsre Mitbürger ihre überflüssigen Producte und diejenigen Waaren und Fabricate, deren man im Lande nicht bedarf, an fremde Nationen verkaufen.

Es steht also jedermann frey, einen uneingeschränkten Handel, in und außer Lande, zu treiben und jedes Landes-Product aus dem Abyssinischen Reiche auszuführen.

Von den ausgehenden Gütern wird nicht der geringste Zoll entrichtet. Ausländische Waaren hingegen dürfen der Regel nach durchaus nicht in das Land eingeführt werden, bey Strafe der Confiscation. Sollten vorerst, bis alle unsre Fabriken in vollem Gange sind, einige Artikel davon ausgenommen werden müssen; so wird von diesen der zehnte Theil des Werths als Zoll abgegeben.

Der Staat selbst aber treibt in und außer Lande einen Handel, der für das Reich höchst vortheilhaft ist. Er läßt durch Agenten den Ueberfluß der in den öffentlichen Fabriken und Manufacturen verfertigten Waaren fremden Nationen für baares Geld verkaufen. Er häuft in den Magazinen Früchte und Waaren aller Art auf, und schlägt diese, so bald die Wucherer eine

Theu-

Theurung verursachen wollen, zu billigen Preisen los, so daß alle Artikel der Nothdurft und der Gemächlichkeit stets in ganz Abyssinien in einem Mittelpreise bleiben. In diese Magazine kann auch Jeder seine guten Waaren statt sie mit Unkosten auf fremde Märkte zu bringen, jedoch zu einem niedrigern Preise, abliefern, und empfängt baares Geld dafür.

Die größten und wichtigsten Magazine dieser Art haben wir an den vornehmsten Grenzörtern angelegt. Dort werden auch zu gewissen Zeiten im Jahre große Märkte gehalten, wodurch wir zu bewirken hoffen, daß die Fremden die Kaufmannsgüter, deren sie bedürfen, dort abhohlen, und daß nicht, unter dem Vorwande des Handels, müssige Ausländer in dem Innern unsers Reichs herum schleichen.

Vier

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Wissenschaften und Künste.

Wie viel Wissenschaften und Künste zur moralischen Bildung einer Nation, zu Beförderung wahrer menschlicher Geselligkeit, zu Erweckung wohlwollender Gesinnungen, und überhaupt zu Gründung der bürgerlichen Glückseligkeit beytragen, davon liefert die Geschichte aller Zeitalter die Beweise; und es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, ob es zu den Pflichten einer weisen und sorgsamen Regierung gehöre, Wissenschaften und Künste zu befördern und wahre Gelehrte zu unterstützen. Allein wir machen billiger Weise, ohne einem einzigen Studium seinen Werth benehmen zu wollen, einen Unterschied unter den verschiednen gelehrten und andern Kenntnissen und Talenten. Wir halten diejenigen hauptsächlich unsrer Aufmerksamkeit und Unterstützung würdig, die einen unmittelbar vortheilhaften Einfluß auf das Wohl des Staats und überhaupt der menschlichen Gesellschaft haben. An den Fortschritten der bloß speculativen Wissenschaften hingegen und

solcher Künste, die nur zur angenehmen Unterhaltung oder Beschäftigung der Phantasie dienen, nehmen wir weniger thätigen Antheil.

Es ist vorhin gesagt worden, daß wir den Stand eines Gelehrten nicht eigentlich für einen besondern Stand im Staate anerkennen, sondern dafür halten, daß der, welcher sich den Wissenschaften widmet, schuldig sey und auch Muße genug übrig behalte, nebenbey seine Pflichten im geselligen und bürgerlichen Leben zu erfüllen und irgend ein Geschäft zu treiben, das ihn in die Reihe der arbeitenden Mitbürger classificirt. Wenn indessen ein Mann von grossen Gaben, Fähigkeiten und Kenntnissen, durch seine Schriften oder durch Unterricht der Jugend, eine lange Reihe von Jahren hindurch vortheilhaft auf sein Zeitalter gewirkt, oder eine Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereichert, darneben aber auch treulich seine Pflichten als Mitbürger erfüllt hat, so hält es die Regierung für gerecht, einem solchen ein ruhiges Alter zuzubereiten. Zu diesem Endzwecke sind in drey der größten Städte des Reichs geräumige Häuser erbauet, die theils auf Kosten des Staats, theils von den freywilligen Beyträgen unterhalten werden, welche man an dem jährlichen, zur allgemeinen Gottes-Verehrung bestimm-

bestimmten Tage, unter allen Classen des Volks einsammelt.

In diese Gebäude werden zuerst überhaupt alle Greise, die durch Alter und Schwachheit außer Stand gesetzt sind, ihr Gewerbe ferner zu treiben, nebst ihren Weibern aufgenommen. Doch wird ein großer Theil dieser Veteranen auch zu Aufsehern in den öffentlichen Arbeitshäusern, Fabriken und Manufacturen angestellt. Sodann nimmt man darin diejenigen auf, die im Kriege verstümmelt worden. (Die wirklich Kranken finden in den Hospitälern ihre Verpflegung.) Endlich werden jene Häuser, wie gesagt worden, von Gelehrten bewohnt, denen man in ihrem Alter, zum Preise ihrer Verdienste um das Menschengeschlecht, eine glückliche Muße verschaffen will. Sie werden an großen Tafeln gespeiset, haben in den angrenzenden Gärten Gelegenheit frische Luft einzuathmen und sich eine gelinde Bewegung zu machen, und werden überhaupt, bey einem kleinen Jahrgelde, das sie erhalten, in Wohnung, Kleidung und allem, was zu einem von Sorgen freyen, angenehmen, doch philosophisch mäßigen Leben gehört, so gepflegt, daß sie Zufriedenheit und Ruhe genießen können. Hat Einer von ihnen baares Vermögen, so muß er

S 2 bey

bey seinem Eintritte eine Summe, die sehr geringe angesetzt ist, welche aber zu erhöhen, seiner Grosmuth überlassen bleibt, zu dem Fond dieser wohlthätigen Anstalt zuschießen.

Ein Theil der Einkünfte dieser Häuser wird verwendet, Bücher-Sammlungen, Naturalien-Cabinette, Maschinen, Modelle und dergleichen anzuschaffen.

Eine gewisse Anzahl junger Leute, die sich den Wissenschaften widmen, die Bibliotheken und den Umgang erfahrner Männer nützen wollen, und denen es ein Ernst ist, in ihrem Fache groß zu werden, erhalten die Erlaubniß, wenn sie Zeugnisse ihres bisherigen Fleißes beybringen können, gegen Erlegung eines gewissen Kostgeldes, drey Jahre lang in diesen Häusern zu wohnen. Die Greise sind nicht verbunden, ihnen Unterricht zu geben; es müssen aber die Jünglinge, durch bescheidne Bitten und Fragen, durch Proben von Lehrbegierde und durch edle Aufführung, zu erlangen suchen, daß ihnen die Wohlthat eines guten Raths und einer belehrenden Zurechtweisung nicht versagt werde.

Es ist erwähnt worden, daß bey uns alle junge Leute bis in ihr funfzehntes Jahr in den öffent-

öffentlichen Schulen eine gleiche Art des Unterrichts genießen, folglich alle gleich vorbereitet sind, neben dem Gewerbe, dem sie sich alsdann widmen, auch die gelehrte Laufbahn zu betreten. Zur Fortsetzung der Studien nun für diejenigen, welche sich den Wissenschaften ergeben wollen, ist das zweckmäßigste Mittel, daß sie einen Gelehrten, zu dessen Kenntnissen, in dem Fache, daß sie gewählt, sie das größte Zutrauen haben, bewegen, sie als Schüler anzunehmen; denn wir haben keine Universitäten, und so wenig als wir Handwerks-Zünfte haben, so wenig gibt es bey uns Gelehrten-Zünfte, oder Facultäten.

Die Ursache, weßwegen wir keine Facultäten haben können, ist sehr begreiflich. Die Theologie ist in Abyssinien keine positive, autorisirte Wissenschaft; die Rechtsgelehrsamkeit ist gleichfalls bey uns kein besondres Studium, da jeder Mitbürger verbunden ist, sich mit den sehr einfachen Landesgesetzen bekannt zu machen, wozu er schon in der Schule die erste Anweisung erhält. Eine philosophische Facultät oder Zunft ist vollends eine Albernheit, da Philosophie auf freyem Nachdenken beruht, und jeder verständige, nachdenkende Mann sich sein eignes besondres philosophisches System, wie es für seinen Kopf und

sein Herz paßt, bauen wird. Mathematische, physicalische und alle dahin einschlagende Wissenschaften werden täglich durch neue Entdeckungen bereichert, und werden am besten aus den ältern und neuern Schriften, verbunden mit eignen Versuchen, erlernt. Es bliebe also noch die Arzeneykunst übrig, von der nachher geredet werden soll.

Was nun die Universitäten betrifft, so lehrt uns die Erfahrung, daß dort die Jünglinge mit einer Menge unnützer Dinge geplagt werden, die sie nachher wieder vergessen müssen; daß der dort herrschende Systemgeist, Schlendrian, Autoritätszwang, Pedantismus und dergleichen, manchen guten Kopf verschraubt und vom Selbstdenken ableitet.

Es fehlt aber darum dem jungen Gelehrten bey uns nicht an Gelegenheit, sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Männer, die in einer Wissenschaft groß sind, pflegen Freude daran zu finden, von dem zu reden, womit sie sich immer und gern beschäftigen, pflegen mit Vergnügen ihre Kenntnisse mitzutheilen. Ein junger Mensch also, dem es ein Ernst ist, mehr zu lernen, und dieß gründlich zu lernen, wird leicht einen Gelehrten bereit finden, ihn als Schüler, vielleicht

auch

auch als Kostgänger, auf gewisse Jahre anzunehmen. Er wird dann gewiß von einem solchen practischen Gelehrten, mit geringerm Aufwande, in kürzerer Zeit weiter geführt werden, als ihn auf einer Universität die Stuben-Gelehrten mit ihren unnützen Spitzfündigkeiten und ihrem critisch-historischen Wort-Krame leiten können. Jener wird dieß alles linker Hand liegen lassen, und dem Schüler überlassen, einst wenn er erst in dem Wesentlichen seines Faches fest ist, durch Lectüre sich auch damit bekannt zu machen, und ihn indeß immer auf die einfachen Grundsätze und das Practische der gewählten Wissenschaft lenken.

Dieß ist besonders von der Arzeneykunst wahr, und ein geschickter Arzt und Wundarzt, welcher seinen Zögling mit zu seinen Kranken führt, und ihm dann, bey den wirklichen Fällen, die Natur dieser und der damit verwandten Krankheiten und die Wirkung der Arzneymittel erklärt, ihm auch darneben zu Hause einigen theoretischen Unterricht gibt und ihm die besten Bücher empfiehlt, wird einen geschicktern Mann aus ihm bilden, als die Universität.

Durch Schriftstellerey kann unendlich viel Gutes bewirkt werden; wir ehren also diejenigen Männer unter uns, die durch ihre literarischen

Producte, welche nützliche, der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft interessante Gegenstände behandeln, auf ihr Zeitalter vortheilhaft gewirkt, oder große bis jetzt versteckt oder verdunkelt gewesene Wahrheiten, in Cours gebracht und in ein helleres Licht gesetzt haben. Wir ehren sie; aber wir verderben sie nicht durch Schmeicheley, durch übertriebne Lobeserhebungen, und setzen nicht den Mann, welchen die Natur mit hinreissender Beredsamkeit, lebhafter Einbildungskraft und einem hellen Blicke ausgerüstet hat, so daß er Sätze, die in manches Biedermanns Kopfe und Herzen ruhen, klar, lichtvoll und rührend vorträgt, diesen setzen wir nicht in unsrer Achtung weit über den hinaus, der ein langes Menschenleben hindurch in der Stille und unbemerkt, ohne Bücher geschrieben zu haben, immer gleich edel, verständig, consequent und fest gehandelt und durch Rath, That und Beyspiel viel Gutes um sich her verbreitet hat. Endlich, da wir allen Prunk, alle Spielerey hassen, und uns der Gedanke empört, daß man wahre Tugend und wahres Verdienst belohnen und krönen könne, so ist bey uns an keine Preise für literarische Verdienste und an keine Bildsäulen und dergleichen Thorheiten zu denken. Unsre Jünglinge ermuntern wir durch Preise, sich in körperlichen

Uebun-

Uebungen geschickt zu machen; aber Tugend und Weisheit lassen sich nicht taxiren, noch bezahlen. Das mittelmäßige Genie wird dadurch nicht groß, und das erhabene bedarf solcher Ermunterungen nicht, sondern arbeitet sich sogar durch Schwierigkeiten und Hindernisse empor.

Ueber die Grenzen der Preßfreyheit und Publicität ist im Vorhergehenden schon genug gesagt worden.

Dem Buchhandel gestattet die Regierung alle mögliche Freyheit; allein aus Ursachen, die hier zu weitläuftig zu entwickeln wären, kann sie den Nachdruck nicht durch ein bestimmtes Gesetz verbiethen. Sie hält ihn für eine moralische Unthat und alle Nachdrucker für Schelme; als bürgerliche Verbrecher aber kann sie diese Schleichhändler nicht betrachten.

Eine vernünftige Critik stiftet gewiß für die Gelehrsamkeit großen Nutzen und eine unvernünftige richtet gar keinen Schaden an. Da nun überhaupt jedermann frey steht, über alles seine Meinung zu sagen; so muß es auch Jedem erlaubt seyn, fremde, öffentlich gedruckte Geistes-Producte öffentlich zu beurtheilen. Freylich wäre zu wünschen, daß dieß immer in einem bescheid-

 nen,

sein Herz paßt, bauen wird. Mathematische, physicalische und alle dahin einschlagende Wissenschaften werden täglich durch neue Entdeckungen bereichert, und werden am besten aus den ältern und neuern Schriften, verbunden mit eignen Versuchen, erlernt. Es bliebe also noch die Arzeneykunst übrig, von der nachher geredet werden soll.

Was nun die Universitäten betrifft, so lehrt uns die Erfahrung, daß dort die Jünglinge mit einer Menge unnützer Dinge geplagt werden, die sie nachher wieder vergessen müssen; daß der dort herrschende Systemgeist, Schlendrian, Autoritätszwang, Pedantismus und dergleichen, manchen guten Kopf verschraubt und vom Selbstdenken ableitet.

Es fehlt aber darum dem jungen Gelehrten bey uns nicht an Gelegenheit, sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Männer, die in einer Wissenschaft groß sind, pflegen Freude daran zu finden, von dem zu reden, womit sie sich immer und gern beschäftigen, pflegen mit Vergnügen ihre Kenntnisse mitzutheilen. Ein junger Mensch also, dem es ein Ernst ist, mehr zu lernen, und dieß gründlich zu lernen, wird leicht einen Gelehrten bereit finden, ihn als Schüler, vielleicht

auch als Kostgänger, auf gewisse Jahre anzunehmen. Er wird dann gewiß von einem solchen practischen Gelehrten, mit geringerm Aufwande, in kürzerer Zeit weiter geführt werden, als ihn auf einer Universität die Stuben-Gelehrten mit ihren unnützen Spitzfindigkeiten und ihrem critisch-historischen Wort-Krame leiten können. Jener wird dieß alles linker Hand liegen lassen, und dem Schüler überlassen, einst wenn er erst in dem Wesentlichen seines Faches fest ist, durch Lectüre sich auch damit bekannt zu machen, und ihn indeß immer auf die einfachen Grundsätze und das Practische der gewählten Wissenschaft lenken.

Dieß ist besonders von der Arzeneykunst wahr, und ein geschickter Arzt und Wundarzt, welcher seinen Zögling mit zu seinen Kranken führt, und ihm dann, bey den wirklichen Fällen, die Natur dieser und der damit verwandten Krankheiten und die Wirkung der Arzneymittel erklärt, ihm auch darneben zu Hause einigen theoretischen Unterricht gibt und ihm die besten Bücher empfiehlt, wird einen geschicktern Mann aus ihm bilden, als die Universität.

Durch Schriftstellerey kann unendlich viel Gutes bewirkt werden; wir ehren also diejenigen Männer unter uns, die durch ihre literarischen

Producte, welche nützliche, der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft interessante Gegenstände behandeln, auf ihr Zeitalter vortheilhaft gewirkt, oder große bis jetzt versteckt oder verdunkelt gewesene Wahrheiten, in Cours gebracht und in ein helleres Licht gesetzt haben. Wir ehren sie; aber wir verderben sie nicht durch Schmeicheley, durch übertriebne Lobeserhebungen, und setzen nicht den Mann, welchen die Natur mit hinreissender Beredsamkeit, lebhafter Einbildungskraft und einem hellen Blicke ausgerüstet hat, so daß er Sätze, die in manches Biedermanns Kopfe und Herzen ruhen, klar, lichtvoll und rührend vorträgt, diesen setzen wir nicht in unsrer Achtung weit über den hinaus, der ein langes Menschenleben hindurch in der Stille und unbemerkt, ohne Bücher geschrieben zu haben, immer gleich edel, verständig, consequent und fest gehandelt und durch Rath, That und Beyspiel viel Gutes um sich her verbreitet hat. Endlich, da wir allen Prunk, alle Spielerey hassen, und uns der Gedanke empört, daß man wahre Tugend und wahres Verdienst belohnen und krönen könne, so ist bey uns an keine Preise für literarische Verdienste und an keine Bildsäulen und dergleichen Thorheiten zu denken. Unsre Jünglinge ermuntern wir durch Preise, sich in körperlichen

Uebun-

Uebungen geschickt zu machen; aber Tugend und Weisheit lassen sich nicht taxiren, noch bezahlen. Das mittelmäßige Genie wird dadurch nicht groß, und das erhabene bedarf solcher Ermunterungen nicht, sondern arbeitet sich sogar durch Schwierigkeiten und Hindernisse empor.

Ueber die Grenzen der Preßfreyheit und Publicität ist im Vorhergehenden schon genug gesagt worden.

Dem Buchhandel gestattet die Regierung alle mögliche Freyheit; allein aus Ursachen, die hier zu weitläufig zu entwickeln wären, kann sie den Nachdruck nicht durch ein bestimmtes Gesetz verbiethen. Sie hält ihn für eine moralische Unthat und alle Nachdrucker für Schelme; als bürgerliche Verbrecher aber kann sie diese Schleichhändler nicht betrachten.

Eine vernünftige Critik stiftet gewiß für die Gelehrsamkeit großen Nutzen und eine unvernünftige richtet gar keinen Schaden an. Da nun überhaupt jedermann frey steht, über alles seine Meinung zu sagen; so muß es auch Jedem erlaubt seyn, fremde, öffentlich gedruckte Geistes-Producte öffentlich zu beurtheilen. Freylich wäre zu wünschen, daß dieß immer in einem bescheid-

 nen,

nen, höflichen Tone geschähe; allein auch das läßt sich nicht von Obrigkeits wegen befehlen. Dafür aber sorgt die Policey, daß erstlich keine Critik oder Recension erscheinen dürfe, ohne daß der Beurtheiler seinen Nahmen nenne, und zweytens, daß in diese Critiken auf keine Weise der geringste Angriff auf den persönlichen Character eines Schriftstellers mit eingemischt werde. Beydes wird, wenn es auskömmt, strenge bestraft.

Wir wünschten, daß die Herren Gelehrten das Publicum mit ihren, oft in Grobheit ausartenden, für den dritten Mann sehr uninteressanten Streitigkeiten verschonen möchten. Jedoch läßt sich auch das durch kein Gesetz bewirken; die Regierung wird aber bey Unterstützung und Versorgung der Gelehrten vorzüglich auf diejenigen Rücksicht nehmen, die sich zugleich als bescheidene, sanftmüthige und weltkluge Männer bekannt gemacht haben.

Die schönen Künste verfeinern den Geschmack, mildern die Sitten, rühren das Herz, machen es zum Wohlwollen geneigt und stimmen es zu allerley sanften und edeln Empfindungen; allein die Freuden, welche sie gewähren, müssen keusch und vorsichtig genossen werden. Ihr Mißbrauch macht weich, weibisch, wollüstig, erhitzt die Phan-

tasie,

läßt, bringt die Sinnlichkeit in Aufruhr und lenkt von ernsthafter Anstrengung ab. Deßwegen nun machen wir es nicht eben zu einer Staats-Angelegenheit, den Flor der schönen Künste thätig zu befördern, sondern überlassen dieß der Zeit und der zunehmenden Cultur. Dafür aber sucht doch die Regierung zu sorgen, daß ein edler, einfacher Geschmack herrschend werde und weder das Kleinliche, Spielende, Witzelnde, noch das Wilde, Unregelmäßige, Ungestüme, nach das Luxuriose, die gröbere Sinnlichkeit Reitzende die Oberhand gewinne. Was für Anstalten in Ansehung der Baukunst getroffen sind, das ist vorhin erwähnt worden. Für Musik und Poesie ist in so fern gesorgt, daß man die Verfertigung der Hymnen, welche an grosßen feyerlichen Tagen abgesungen werden, solchen Dichtern und Tonkünstlern aufträgt, von deren reinem Geschmacke man überzeugt ist; sie werden für ihre Bemühung belohnt; in den Schulen werden, wie schon ist gesagt worden, die jungen Leute auch in der Tonkunst unterrichtet; und auch auf diesen Unterricht hat die Regierung ein wachsames Auge. Ueber die Meisterstücke unsrer besten Dichter werden gleichfalls in den Schulen Vorlesungen gehalten, um den Geschmack der Jugend zu bilden! Endlich werden

den auch die besten Werke von der Art auf Kosten des Staats gedruckt und eine grosse Anzahl Exemplare in allen Gegenden des Reichs unter den Mitbürgern ausgetheilt.

Schauspiele werden bey uns nicht geduldet. Wir können uns von ihrem überwiegenden Nutzen nicht überzeugen, sind aber sehr gewiß von dem nachtheiligen Einflusse, den ein mittelmäßiges Schauspiel und ein solches, dessen Inhalt nicht mit so viel Strenge gesäubert ist, als es fast nicht möglich scheint, ohne ihm das Interesse zu benehmen, wir sind gewiß von dem nachtheiligen Einflusse, den ein solches Schauspiel auf die Jugend haben kann. Was die grossen National-Schauspiele betrifft, zu deren Vertheidigung man uns so viel von den Wirkungen der alten Griechischen Schauspiele erzählt; so verlangen wir gar nicht, so gar gewaltsame Eindrücke auf die Herzen und die Phantasie unsrer Mitbürger zu machen. Sie sollen zu keinen Handlungen angefeuert werden, die eine Art von Berauschung erfordern, sondern wir wünschen Alle, immer recht nüchtern, in der ruhigsten Gemüthsstimmung und nach Vernunft handeln zu können, und unser Enthusiasmus soll nie von kochendem Blute und erhitzter Phantasie, sondern von unwider-

widerstehlicher Bewunderung und fester Ueberzeugung von der Schönheit der Tugend und Weisheit herrühren.

Dieß, meine lieben Mitbürger! wäre dann die Skizze meines Plans zu einer neuen Verfassung von Abyssinien. Wie manches kleine Detail ich übergangen bin; wie oft meine Einrichtungen sich in unbedeutenden Nebenstücken zu durchkreuzen, zu widersprechen scheinen; wie Manches wohl vorerst noch ganz unausführbar ist; das wird Euch freylich leicht in die Augen fallen. Allein lasset Euch dadurch nicht abschrecken, den Haupt-Inhalt meiner Vorschläge zu prüfen! Verwerfet, verbessert, sichtet; aber wenn Ihr denn doch gestehen müßt, daß die Hauptsätze meines Systems aus der graden, natürlichen, gesunden Vernunft entlehnt sind; so lasset Euch nicht durch Vorurtheile und Schwierigkeiten davon abhalten, das Uebel bey der Wurzel anzugreifen und auszurotten! Jetzt ist der Zeitpunct da — so vortheilhaft kömmt er gewiß nie wieder; begnügt Ihr Euch aber jetzt mit halben Verbesserungen, so habt Ihr ewiges Flickwerk.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Des Verfassers Gespräch mit dem Prinzen.

Bevor der edle Prinz diesen Entwurf den versammelten vier und zwanzig Deputirten der Nation vorlegte, war er so gütig, ihn meinem Herrn Vetter und mir zum Durchlesen zu geben. Ich war so entzückt über den Inhalt — er war so ganz aus meiner Seele hingeschrieben — daß ich mich in dem Drange meiner Empfindungen dem Prinzen zu Füßen warf und ausrief: Erhabenster Monarch! Wie ist es möglich, daß ein Fürstensohn so den heiligen Natur-Gesetzen und Menschenrechten das Wort reden kann? Du allein bist würdig, als König und Kaiser über Abyssinien, ja! über die ganze Welt zu herrschen. O! erlaube mir, daß ich diesen Entwurf in Deutschland drucken lasse, damit meine Landsleute gewahr werden, daß noch ein Platz auf dem Erdboden ist, wo die gesunde Vernunft nicht ganz durch die conventionellen, erkünstelten Begriffe ist verdrängt worden! Erlaube, grosser Monarch! daß ich zugleich die Geschichte dieses

Reichs

Reichs und die Erzählung dessen, was ich selbst nebst meinen Deutschen Gefährten hier erlebt habe, der Welt mittheile! Erlaube endlich, daß ich mein Buch unter Deinem Schutze, mit Deinem Privilegio versehen, heraus gebe! Vielleicht respectiren die räuberischen Nachdrucker mehr diesen Abyssinischen Schutzbrief, als die Privilegien, welche unsre Fürsten ertheilen, gegen die sie so wenig Achtung bezeugen. Ich will dieß Werk in einem Lande heraus geben, das von einem edel denkenden, großen Könige regiert wird, der Menschenwürde ehrt; in dessen Staaten die Rechte des Eigenthums heilig gehalten werden; wo persönliche Sicherheit unangetastet bleibt; wo auch der geringste Unterthan, geschützt vor jeder Gewaltthätigkeit, selbst gegen die Landes-Regierung frey seine Rechte verfechten darf; wo Gesetze, nicht Willkühr, das Schicksal der Unterthanen bestimmen, wo man der Wahrheit, die mit Bescheidenheit vorgetragen wird, kein Stillschweigen auflegt — dort will ich mein Werk drucken lassen, und es wird gewiß Beyfall finden.

Prinz. Stehe auf, Noldmann! Ich sehe wohl, daß Du den Europäer nicht ganz vergessen kannst, so viel Sinn Du auch für Wahrheit und Freyheit zu haben scheinst. Du glaubst mich zu

ehren,

ehren, indem Du mich zum Monarchen von Abyssinien erheben willst, und überlegst nicht, daß mir dein Lob tausend Mahl willkommner seyn würde, wenn Du mir sagtest, daß Du mich würdig hieltest, ein Privatmann in einem freyen Staate zu seyn. Du glaubst mit der Bekanntmachung meines Entwurfs in Deutschland große Ehre einzulegen, und bedenkst in dem Augenblicke nicht, daß Eure schiefköpfigen Rechtsgelehrten ihn um so alberner und phantastischer finden werden, je mehr gesunde Vernunft darin herrscht. — Doch führe immerhin Deinen Plan aus; aber laß uns jetzt von Deiner und Deiner Landesleute künftigen Bestimmung reden! Ihr könnt nicht in Abyssinien bleiben; ich sehe voraus, daß, von allen meinen Vorschlägen, der, keine Ausländer unter uns zu dulden, den allgemeinsten Beyfall finden wird. Und wollten wir auch zu Eurem Vortheile eine Ausnahme machen, so weiß ich doch gewiß, daß Ihr bald anfangen würdet, Euch unbehaglich zu fühlen. Reiset also, begleitet von meinen besten Wünschen, in Euer Vaterland zurück! Noch habe ich, aber wie ich hoffe nicht lange mehr, unumschränkte Gewalt in diesem Reiche; ich glaube es verantworten zu können, daß ich Euch nicht mit leerer Hand von hier ziehen lasse. Ich will

Euch

Euch so viel Gold und Edelgesteine mitgeben, daß ihr den Rest Eures Lebens bequem und ruhig in Deutschland sollt hinbringen können. Rüstet Euch also zur Reise! Für Eure Sicherheit und Bequemlichkeit bis an den Hafen von Cairo in Aegypten soll gesorgt werden; dort werdet ihr leicht ein Europäisches Schiff finden, das Euch aufnehmen kann. Es thut mir leid, mich von Euch trennen zu müssen; aber unser Verhängniß will es so, Ihr könnt vielleicht Eurem Vaterlande noch sehr nützlich werden; es scheint, als wenn bald Zeiten kommen würden, wo man auch dort des Raths und der Hülfe verständiger, vorurtheilsfreyer und vorsichtiger Männer bedürfen wird. Dann habt Ihr einen großen und würdigen Gesichtskreis vor Euch. Lebet also wohl! — Doch wir sprechen uns noch vor Eurer Abreise. Mit diesen Worten verließ uns der gute Prinz ohne unsre Antwort zu erwarten.

Sechs und zwanzigstes, letztes Kapitel.

Abreise der Europäer aus Abyssinien. See-Sturm. Nur der Verfasser und sein Herr Vetter retten ihr Leben, und lassen sich in Deutschland nieder. Schluß.

Ich gestehe, daß es meinem Herrn Vetter und mir ein Bißchen wehe that, ein Reich verlassen zu müssen, in welchem, nachdem wir so manche unangenehme und unruhige Scenen darin erlebt hatten, wir nun erst recht glückliche und heitre Tage zu sehen hofften; doch erwachte auch in unsern Herzen die Vaterlandsliebe, und das großmüthige Versprechen des Prinzen, uns reichlich zu beschenken, eröffnete uns die frohe Aussicht, in Deutschland ohne Nahrungssorgen das Alter herbey kommen zu sehen. Dieß Versprechen blieb nicht lange unerfüllt; wir bekamen, Herr Wurmbrand und ich, jeder an Golde und Diamanten für mehr als dreyßig tausend Thaler zugetheilt, welches uns in der That, nebst dem was wir nun erspart hatten, zu reichen Leuten machte. Nach Verhältniß wurden auch unsre

übrigen

übrigen Landsleute sehr großmüthig ausgestattet. Die Pädagogen hatten noch außerdem Gelegenheit gefunden, sich hübsche Capitälchen zu sammeln, die Philosophen und Künstler hingegen waren hie und da, besonders in den Wirthshäusern schuldig; der Prinz bezahlte aber auch diese Rückstände; der Tag unsrer Abreise wurde angesetzt, und kam endlich herbey.

Mit Thränen in den Augen nahmen wir von unserm edeln Fürstensohne und seinem vortrefflichen Mentor Abschied und wünschten ihnen tausendfachen Segen zu ihrem großen Vorhaben; dann machten wir uns auf die Reise. Unsre Caravane war groß und ansehnlich; wir zogen längs dem Ufer des Nils fort. Für unsre Sicherheit und Gemächlichkeit war so sehr gesorgt, daß wir keine Art von Unbequemlichkeit fühlten und nichts entbehrten, was dazu dienen konnte, uns die kleinen unvermeidlichen Beschwerden eines so weiten Weges in diesen zum Theil unbewohnten Gegenden vergessen zu lassen. Uebrigens hatten wir alles, was das Reisen angenehm machen kann, Gesundheit, einen bespickten Beutel und gute Gesellschaft. Unsre Unterhaltung war mannigfaltig; bald spielten uns ein Paar Tonkünstler auf ihren Instrumenten ein schönes Duetto, und beseelten von ihren Camelen herunter das stille Thal durch

ihre Harmonien; bald verkürzten uns unsre gelehrten Gefährten die Zeit durch Socratische Gespräche, indeß wir, um auszuruhen, unter Zelten gelagert, die vollen Becher aus Hand in Hand rings umher gehen ließen. Und wenn ein Mahl eine kurze Frist hindurch alles schwieg, dann beschäftigten Jeden für sich angenehme Plane für die Zukunft.

Auf diese Weise kamen wir glücklich in Cairo an, und schickten unser Gefolge mit schriftlichen Zeugnissen unsrer wärmsten Dankbarkeit nach Gondar zurück.

Wir brauchten hier nicht lange auf Gelegenheit zu harren, nach Europa zu kommen. Ein Genuesischer Schiffer, der außerdem fast ganz leer hätte zurück segeln müssen, nahm uns sämmtlich mit unsern sehr geringen Päckereyen (denn das mehrste davon bestand in Gold und Juwelen) an Bord.

Unsre Fahrt war Anfangs sehr glücklich; wir hatten das schönste Wetter, bis wir schon von fern die reitzenden Italienischen Küsten erblicken konnten. Da aber erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der mit jeder Viertelstunde zunahm. Die Leser erinnern sich vermuthlich aus Reisebeschreibungen mancher Schilderung eines Seesturms; ich will Sie also mit Ausmahlung des

unsrigen verschonen. Lange hatten wir in der schrecklichsten Gefahr geschwebt und alle unsre Kräfte erschöpft; zwey Masten waren gekappt; die wenigen Kanonen und was noch etwa von schweren Gütern auf dem Schiffe gewesen, war über Bort geworfen worden, um die Last zu erleichtern, und zu Verstopfung eines grossen Lecks Anstalt machen zu können, den das Schiff durch einen heftigen Stoß an einen Felsen bekommen hatte — als auf ein Mahl ein klägliches Geschrey, es sey Feuer im Raume, unser Elend aufs höchste trieb und einen grossen Theil der Equipage zur Verzweiflung brachte. Nun rief jedermann, man solle die Schaluppe aussetzen und, so gefährlich dieß Unternehmen war, so wurde es doch mit Gewalt in's Werk gesetzt. Kaum aber war dieß geschehen, so drängte sich alles hinzu, um in dieß kleine Fahrzeug zu springen und sein Leben zu retten. Wir sahen, mein Herr Vetter und ich, voraus, welchen kläglichen Ausgang dieß nehmen würde, beschlossen daher, das Schiff nicht zu verlassen, und suchten auch unsre Gefährten von ihrem tollen Vorhaben abzuhalten, allein vergebens. Niemand verlor früher die Gegenwart des Geistes, als unsre beiden Philosophen, und ihrem Beyspiele folgten bald alle übrigen Deutschen; jeder ergriff sein

Bändel, und eilte hinunter in die Schaluppe. Allein die stürmische Bewegung des Meers legte diesem Vorhaben gewaltige Schwierigkeiten in den Weg. Verschiedne von denen, die diesen Sprung wagten, erreichten das Bort nicht, sondern wurden von den Wellen verschlungen, und die Uebrigen beschwerten das kleine Fahrzeug so, daß es vor unsern Augen untersank. — Und so waren denn von allen nach Abyssinien gereiseten Deutschen nur wir beide noch übrig, und auch uns umschwebte fast unvermeidliche Todesgefahr.

Alles kam jetzt auf Gegenwart des Geistes an, und diese fehlte dem größten Theile des Schiffsvolks, das noch obendrein betrunken war, indem es sich, in der Verzweiflung und allgemeinen Verwirrung, der Branntweinsfässer bemächtigt, und diese fast ganz ausgeleert hatte. Selbst das Feuer war auf diese Weise entstanden, indem ein Matrose einem noch angefüllten Fasse mit dem Lichte zu nahe gekommen war, und den Branntwein angesteckt hatte. Unser Schiffs-Capitän, ein entschloßner Mann, traf die besten Anstalten zum Löschen, und war so glücklich, in kurzer Zeit seinen Zweck zu erreichen. Indeß strengten auch wir unsre letzten Kräfte an, und versammelten bald einige Matrosen um uns,

(denn

(denn nun hatte die dringende Noth alle wieder nüchtern gemacht) mit denen wir ohne Unterlaß pumpten, bis es endlich auch dem Schiffs-Zimmermann gelang, den Leck zu finden und nothdürftig zu verstopfen.

Um die Hoffnung zu unsrer Rettung zu erhöhen, fing auch der Sturm an, sich allmählich zu legen; und bald sahen wir über uns den heitersten Himmel, und um uns her die ruhige Spiegelfläche des besänftigten Meers — ja! wir hatten die Freude, durch unsre Gläser von fern die Genuesische Küste zu erblicken. Diese glücklichen Umstände belebten eines jeden Muth wieder. Man flickte noch einen kleinen Mast zusammen, brachte das Segelwerk ein wenig in Ordnung, und so erreichten wir bald den Hafen. Wir dankten, gewiß sehr inbrünstig, Gott für unsre Rettung, widmeten unsern verlornen Gefährten eine Thräne, und eilten, unsre Reise zu Lande fortzusetzen, nachdem wir zuvor Europäische Kleidung angelegt hatten.

Unser Plan war, durch den obern Theil von Italien über die Alpen, durch Oesterreich, Baiern, Schwaben, Franken und Sachsen zu gehen; mein Herr Vetter machte mir einige Hoffnung, an meiner Seite den Rest seines Lebens in meiner lieben Vaterstadt Goßlar hinzubringen; und so

begaben wir uns dann getrost auf den Weg. Was für Empfindungen aber unsre Seelen durchströmten, als wir zuerst den Fuß auf Deutschen Boden setzten — o! wer könnte es unternehmen wollen, das zu beschreiben?

Wir waren, ohne alle Unfälle, bis Bopfingen gekommen, als meinen armen Vetter eine Krankheit befiel, die ihn nöthigte, vier Wochen lang das Bette zu hüten. Gefährlich war diese Krankheit nicht, aber beschwerlich und schmerzhaft, denn sie bestand in gichtischen Zufällen. Ich wich selten von seinem Bette, und wir verkürzten uns mehrentheils die Zeit durch Rückerinnerungen an die erlebten außerordentlichen Vorfälle, durch Gespräche über Abyssinien, und waren oft so stolz, uns zu schmeicheln, wir hätten doch auch, durch Beförderung der Aufklärung, unser Scherflein zu der erwünschten Revolution beygetragen, die jetzt diesem Reiche bevorstünde.

Wir hatten uns in Bopfingen in einem Gasthofe niedergelassen, in welchem die Wirthinn die Witwe eines Notarius und noch in ihren besten Jahren war. Die gute Frau bezeugte meinem Herrn Vetter in seiner Krankheit ungewöhnlich viel zärtliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und dieß stimmte, wie ich bald merkte, sein Herz zum Vortheile der artigen Witwe.

Eines

Eines Morgens nun, als ich zu ihm in das Zimmer trat, begann folgendes Gespräch unter uns:

Wurmbrand. Sagt mir doch, mein lieber Vetter! habt Ihr nie Lust gehabt, zu heirathen?

Ich. Ey nun, mein lieber Vetter! Jeder hat seine schwachen Augenblicke, und wenn dann eine gute Mahlzeit und ein Glas voll alten Weins —

Wurmbrand. Ihr versteht mich unrecht; ich meine ob Ihr nie daran gedacht habt, zur Pflege in Eurem Alter und überhaupt zur Annehmlichkeit des Lebens, Euch eine Gefärthinn zuzugesellen. —

Ich. Damit ich nachher doppelte Lasten zu tragen hätte? Nein! dazu habe ich nie Lust gehabt, tadle aber niemand, der diesen Schritt thut, und auch Euch nicht, mein Vetter! der Ihr, wie ich merke, im Begriff seyd, so ein Stückchen zu wagen. Ich will Euch die Mühe ersparen, mir Eure Absichten mit allen den Bewegungsgründen vorzutragen. Mir gefällt die Frau; auch hat sie Vermögen; Ihr fügt das Eurige hinzu; die Gastwirthschaft wird aufgegeben und Ihr lebt hier als Privatmann von Euren schönen Renten. — Das alles finde ich recht gut und wohl ausgedacht.

Wurm

Wurmbrand (mich umarmend). Nun! so hebt Ihr mir doch einen schweren Stein vom Herzen; ich dachte schon, Ihr würdet die Sache nicht billigen. Aber nun tritt noch ein gar curioser Umstand ein; die gute Frau will nähmlich durchaus, weil ihr erster Mann Notarius gewesen, auch jetzt niemand heirathen, als einen solchen, der diesen Titel führt. Nun wäre der freylich leicht zu erhalten; aber wenn man denn wieder bedenkt: in Gondar erster Minister und hier Notarius. — Doch was ist am Ende aller eitler Glanz, alle Titelsucht?

Ich. So gefallt Ihr mir, Herr Vetter! Die Hand her! Ihr werdet Notarius und ich, der ehemahlige Baalomaal, ziehe wieder nach Goslar, lebe dort als Advocat und führe nur für Arme und Unterdrückte Processe.

Wurmbrand. Nein! Ihr müßt bey mir bleiben; ich kann den Gedanken nicht ertragen, mich wieder von Euch trennen zu sollen.

Ich. Das kann nicht geschehen, daß ich bey Euch bleibe. Meine liebe Vaterstadt muß ich wiedersehen; ich will da begraben werden, wo meine Augen zum ersten Mahl das Licht des Tages erblickt haben; aber was hindert uns, uns von Zeit zu Zeit zu besuchen und Monathe mit einander hinzubringen? —

Mein

Mein Herr Vetter fuhr fort, mich zu bitten; allein ich weigerte mich standhaft. Am folgenden Tage gingen wir zusammen, (denn er war nun so weit wieder hergestellt, daß er ausgehen durfte) zu meinem Comes Palatinus, woselbst er sich, gegen die Gebühr, zum Notarius umschaffen ließ, und, zum Andenken an seine vorigen Begebenheiten, in sein Notariats-Siegel einen Africaner in Abyssinischer Kleidung stechen ließ, mit der Unterschrift: Olim meminisse juvabit. Hierauf blieb ich noch vierzehn Tage lang bey ihm, binnen welcher Zeit seine Hochzeit ohne großen Aufwand vollzogen wurde. Gleich hernach trennte ich mich von ihm. Seit dieser Zeit sind nun anderthalb Jahre verflossen. Wir stehen im fortgesetzten Briefwechsel mit einander; seine Frau hat ihn mit einem jungen Sohne beschenkt, und ich denke ihn im nächsten Frühjahre zu besuchen.

Im Junius 1789 kam ich hierher, nach Goßlar; mein Herz pochte vor Freude, als ich die alten Thürme zuerst wieder erblickte. Meine Mitbürger, und selbst der hochweise Magistrat, nahmen mich sehr liebreich auf, besonders als sie hörten, daß ich ein hübsches Vermögen mitgebracht hätte. Ich wurde in der ersten Zeit täglich in irgend ein Haus zu Gaste geladen,

und

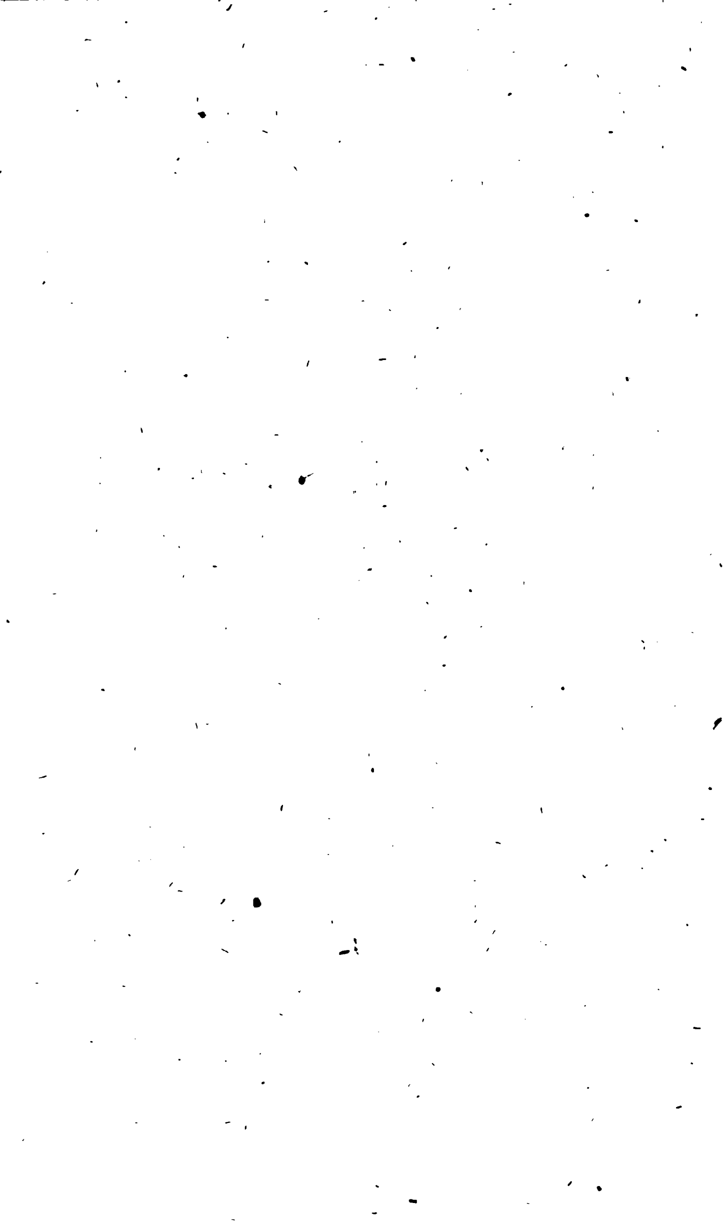
und mußte dann gewaltig viel von Africa erzählen. Die gar zu lästigen Frager verwies ich auf dieses mein Werk, an welchem ich damahls schon anfing zu arbeiten.

In der Herbstmesse des vorigen Jahrs reiste ich nach Leipzig, und verkaufte dort ziemlich theuer meine Diamanten an Polnische Juden. Den größten Theil meines Vermögens habe ich zu Ankauf meines kleinen Guts, eine Meile von hier entlegen, verwendet. Dort bringe ich die angenehmsten Monathe des Jahrs hin. Im Winter ziehe ich nach Goßlar, wo ich ein Haus gekauft habe. Ich advocire nicht für Geld; wendet sich aber ein armer Mann an mich, so diene ich ihm, wie es Christenpflicht ist.

Dieß Büchelchen wird nun in der Oster-Messe erscheinen, und ich kann wohl sagen, ich freue mich darauf; denn ich habe noch nie etwas drucken lassen, und ich meine, es stünde doch manches darin, was man nicht alle Tage zu hören bekömmt. Uebrigens empfehle ich mich dem geneigten Leser ergebenst.

Geschrieben in Goßlar im December 1790.

Ende des zweyten und letzten Theils.



John Robertshaw

16.11.89

2 vols

[FIEDLER]

